1,70 DM / Band 58
Schweiz Fr. 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

Neuer Roman

Tony Ballard

Die Horror-Serie von A.F. Morland

HILDEBRANDT

Der Kampf um den Ring

BASTEI

Tony Ballard

Die Horror-Serie von A.F. Morland

Der Kampf um den Ring

Tony Ballard Nr. 58

von A.F.Morland

erschienen am 07.12.1984

Der Kampf um den Ring

Cruv, der häßliche Gnom, kräuselte die Nase. Er mißtraute dem Frieden. Langsam stieg er die Stufen hinunter. Ein fauliger Geruch wehte ihm entgegen, und seine kleine Hand umklammerte den Silberknauf seines Stocks fester.

Es konnte eine Falle sein…

Die Hausruine stand kurz vor dem Einsturz. Erdgeschoß und erster Stock sahen katastrophal aus. In den Fensterrahmen befand sich kein Glas mehr, und ein kühler Wind fegte durch die tiefen Mauerrisse.

Die Kellerwände glänzten feucht, und widerliches Getier krabbelte darüber. Cruv erreichte das Ende der Treppe.

Eine unheimliche Dunkelheit umgab ihn.

»Hallo!« rief der Gnom von der Prä-Welt Coor. Seine Augen verengten sich. »Wo sind Sie?«

»Ich bin hier!« bekam er zur Antwort. Es klang hinter ihm wie das Knurren eines hungrigen Wolfes.

Wie von der Natter gebissen fuhr der Kleine herum…

Sein Name war Tom Majestyk, und er tötete für Geld. Er lebte in den USA, hatte aber viele Jahre in Amsterdam verbracht und kannte sich in dieser Stadt wie in seiner Westentasche aus.

Es war kaum zu glauben, aber Majestyk hatte sogar ein paar Freunde hier. Er würde sie sehen, sobald der Auftrag erledigt war. Zuerst kam immer der Job für ihn.

Diese Einstellung hatte ihm in ganz kurzer Zeit den Ruf der Zuverlässigkeit eingebracht. Auf Tom Majestyk kann man sich verlassen, hieß es. Er ist nicht billig, aber wenn du ihm einen Auftrag gibst, ist er auch schon so gut wie erledigt.

Er war mittelgroß und hatte schwarzes, öliges Haar. Und war verdammt zäh. Man hatte ihn schon viermal umzubringen versucht, doch es war seinen Gegnern nie ganz gelungen.

Immer wieder war er dem Totengräber von der Schippe gesprungen und hatte tödlich zurückgeschlagen.

Sein Körper war mit Narben übersät und gab Zeugnis von einer wilden Vergangenheit. Heute war Majestyk vierzig, und er trug sich mit dem Gedanken, sich zur Ruhe zu setzen und das viele Geld, das er im Laufe der Jahre verdient hatte, zu genießen.

Er war sich noch nicht ganz schlüssig, aber es konnte sein, daß dies sein letzter Kontrakt war.

Da er sein Blutgeld gut angelegt hatte, würde es in Zukunft nicht weniger werden, sondern sich sogar vermehren.

Wozu sollte er also weiterhin Kopf und Kragen riskieren? Er hatte es oft genug getan. Früher war er mit Ehrgeiz und Eifer bei der Sache gewesen, denn er wollte der Beste sein.

Heute gab es diesen dynamischen Antrieb nicht mehr. Er erledigte seine Arbeit manchmal sogar lustlos, hatte sich mit der Zeit abgenützt. Es machte ihm nicht mehr denselben Spaß wie früher, auf Menschenjagd zugehen.

Wenn man diesen Punkt erreicht hat, soll man aufhören. Das sagte sich Tom Majestyk bereits seit einigen Monaten.

Vielleicht hätte er schon diesen Kontrakt nicht mehr übernehmen sollen, aber die Summe, die ihm Gino Zadora dafür geboten hatte, war einfach zu verlockend gewesen. Da konnte er nicht widerstehen.

Außerdem war es nicht vernünftig, einem Mann wie Zadora einen Gefallen zu verweigern.

Der Berufskiller trat an das offene Hotelfenster und zog die Luft tief ein. Er wollte Amsterdam in sich spüren.

Für ihn hatte diese Stadt viele Gerüche. Er roch Wasser, Dieselöl, Käse, Fische… Er roch aber auch Rauschgift, Mord und Drogentote.

Die Grachtenstadt faszinierte ihn mit ihren alten Giebelhäusern, den unzähligen Radfahrern, den vielen Brücken.

Vielleicht würde er sich hier zur Ruhe setzen. In Amsterdam war das

Leben nicht so hektisch wie in Chicago, und hier war es für ihn auch nicht so gefährlich wie drüben, denn in Amerika hatte er eine breite Blutspur hinterlassen.

In Europa hatte er erst zweimal gearbeitet. Einmal in Rom und einmal in Paris. Und jetzt bereitete er sich auf den dritten Job vor.

Das Telefon läutete. Tom Majestyk erschrak nicht. Er hatte immer noch gute Nerven. Langsam wandte er sich um und begab sich zum Apparat.

Er hatte ein Gespräch nach Chicago angemeldet. Mit einer fließenden Handbewegung fischte er den Hörer aus der Gabel.

»Ja?«

»Ihr Gespräch nach Chicago, Mr. Majestyk«, sagte die Telefonistin.

»Okay.«

»Tom! Hallo, Tom!« rief jenseits des großen Teichs Gino Zadora. »Bist du gut in Amsterdam angekommen?«

»Der Flug war die reinste Erholung, das Hotel ist gemütlich. Ich war lange weg, aber ich fühle mich hier schon wieder wie zu Hause.«

»Hast du schon was unternommen?«

Majestyk grinste. »Ich bin zwar von der schnellen Truppe, aber so schnell bin ich nun auch wieder nicht.«

»Dieser Bastard muß sterben!«

»Das wird er, verlaß dich drauf, Gino. Dein Bruder ist bei mir in besten Händen.«

»Ruf mich an, sobald du ihn erledigt hast - und laß dir nicht zuviel Zeit damit, es eilt. Luigi darf keine Gelegenheit haben, mir zu schaden. Ich hasse ihn! Dio mio, wie sehr ich ihn hasse! Am liebsten würde ich ihn selbst umbringen.«

»Du kannst das getrost mir überlassen. Ich werde ihm Grüße von dir bestellen, wenn ich ihn vor meiner Kanone habe.«

»Ich warte also auf deinen Anruf. Du kannst mich zu jeder Tages- und Nachtzeit stören. Für gute Nachrichten habe ich immer ein offenes Ohr.«

***

Cruv hob seinen Stock. Der Gnom war viel zu elegant gekleidet für diese miese, dreckige Umgebung, und er kam sich in diesem naßkalten Keller sehr deplaciert vor.

Aus einer dunklen Mauernische trat ihm ein stämmiger Kerl mit gemein funkelnden Augen entgegen.

»Wim Kabel?« fragte Cruv gespannt.

»Und Sie sind Cruv?« fragte der Holländer auf englisch zurück. »Ich hatte Sie mir größer vorgestellt.«

»Tut mir leid, Sie zu enttäuschen.«

Wim Kabel musterte den Gnom geringschätzig. Er hatte nicht die

geringste Achtung vor dem Kleinen.

»Warum mußten wir uns ausgerechnet hier treffen?« wollte der Knirps wissen.

»Ich wollte mit Ihnen allein sein. Hier sind wir mit Sicherheit ungestört.«

»Wo ist der Ring?« fragte Cruv.

Er traute dem Holländer nicht. Der Mann war bestimmt gefährlich. Jetzt streckte Wim Kabel dem Gnom die rechte Hand entgegen, und zwar so schnell, daß Cruv zurückzuckte.

Kabel lachte knurrend. »Nervös? Warum denn? Wir wollen ein Geschäft machen. Sie können Vertrauen zu mir haben.«

Cruvs Blick richtete sich auf Wim Kabels Hand; er saugte sich förmlich an dem goldenen Reifen fest, den der Mann am Ringfinger trug.

Kein Zweifel, das war der Ring, der so lange unauffindbar gewesen war. Cruv kannte ihn sehr gut. Er sah den schwarzen, zu einem Pentagramm geschliffenen Stein, der magische Kräfte in sich barg.

Der magische Ring war eine Art Verstärker. Es kam darauf an, wer ihn trug. Steckte er am Finger eines Mannes, dessen Kern gut war, so konzentrierte der Ring das Gute auf sich und wandelte es in Kraft um.

Besaß den Ring aber ein schlechter, grausamer, böser Mensch, so verstärkte der Stein all diese Eigenschaften.

In beiden Fällen war der magische Ring eine Waffe, die sowohl auf der einen als auch auf der anderen Seite eingesetzt werden konnte.

»Ist das der Ring?« fragte Wim Kabel. »Erkennen Sie ihn wieder?«

»Ja, er gehörte meinem Freund Tony Ballard. Er wurde ihm gestohlen.«

Kabel lachte. »Er hätte besser darauf aufpassen sollen. Es ist ein sehr wertvolles Stück.«

»Er kann für Sie nie so wertvoll sein wie für meinen Freund«, sagte Cruv, »Deshalb möchte ich ihn Ihnen abkaufen.«

»Mein Lieber, da müssen Sie aber ganz schön tief in die Tasche greifen.«

»Ich akzeptiere jeden Preis.«

»Sind Sie so reich?«

»Ich *muß* den Ring haben!«

Wim Kabel zog die Hand zurück und betrachtete den magischen Stein. »Es befinden sich Zauberkräfte in ihm. Das ist Ihnen natürlich bekannt. Ich wollte es zuerst nicht glauben, aber ich hatte Gelegenheit, ihn einige Male auszuprobieren. Wissen Sie, wie man mich seither nennt? Den Mann mit dem Teufelsring!«

»Das weiß ich«, sagte Cruv.

»Ein Ring mit Zauberkräften. Es ist unglaublich. Woher kommt die Magie? Ich bin sicher, Sie können es mir sagen.«

»Vor langer Zeit trieben sieben Hexen in England ihr Unwesen. Sie waren nicht totzukriegen, weil irgendwo unter der Erde ein Stein versteckt war, der sie am Leben hielt. Er strahlte in kalter, weißer Glut, und es hieß, daß die Hexen erst dann zur Hölle fahren würden, wenn ein Mensch die Glut ihres Lebenssteins mit seinem Blut löschen würde. Das hat mein Freund getan.«

Wim Kabel sah den Gnom an, als hielte er ihn für verrückt. »Und dies ist der Lebensstein der Hexen?«

»Er ist ein Teil davon. Mein Freund brach ein kleines Stück von dem großen Stein ab und ließ es schleifen und in Gold fassen, und er setzte ihn von diesem Tag an im Kampf gegen die Hölle ein.«

Kabel glaubte dem Gnom nicht, und er hatte auch nicht die Absicht, sich von dem magischen Ring zu trennen. Die Geschichte, die ihm der Knirps erzählt hatte, hörte sich zu verrückt an, um wahr zu sein.

Aber daß der Ring geheimnisvolle Kräfte besaß, wußte Wim Kabel sehr wohl.

»Wieviel Geld haben Sie bei sich?« wollte der Holländer wissen.

»Genug, um das Geschäft sofort mit Ihnen abschließen zu können«, behauptete Cruv, und Wim Kabel leckte sich gierig die Lippen.

»Dann gib es her!« fauchte der Holländer, und im selben Moment griff er den Gnom an.

***

Der Waffenhändler Greg van Duik war in gewissen Kreisen dafür bekannt, daß bei ihm jeder, von der Bazooka bis zur Derringer, alles kaufen konnte, auch wenn man keinen Waffenschein besaß.

Es gab viele Touristen - vorwiegend aus Deutschland -, und es war van Duik völlig egal, was sie damit anstellten.

Er hatte kostspielige Hobbys. Um sie sich leisten zu können, machte er auch ohne Gewissensbisse schmutzige Geschäfte.

Es machte ihm nichts aus, beim Hasardspiel hohe Beträge zu verlieren, und er konnte es sich auch erlauben, Miu, seine kleine französische Freundin, mit großen Geschenken zu überhäufen.

Er wußte, daß er sie nicht hätte halten können, wenn er nicht so großzügig gewesen wäre, denn Miu war ein junges, anspruchsvolles Mädchen, und er war nicht gerade schön wie Apoll.

Heute lief das Geschäft nicht so gut, doch das war für van Duik kein Grund, nervös zu werden. Er hatte gestern und vorgestern großartige Umsätze gemacht. Was er in der vergangenen Nacht nach Groningen geliefert hatte, war für ihn das Geschäft des Jahres gewesen, deshalb störte ihn die kleine Verschnaufpause nicht, sondern war ihm sogar willkommen.

Er stand in der Tür und beobachtete die Passanten. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite ragte ein alter Glockenturm auf, der

im vergangenen Jahr in ein Museum umgebaut worden war.

Daneben stapelte sich vor einem Laden ein riesiger Käseberg. Van Duik schüttelte den Kopf. Käse zu verkaufen, wäre unter seiner Würde gewesen. Das war keine Arbeit für ihn. Außerdem war damit auch nichts zu verdienen.

Ein Mann blieb vor dem Schaufenster des Waffengeschäfts stehen. Greg van Duik streifte ihn nur mit einem kurzen Blick, wandte sich dann um und zog sich hinter den Ladentisch zurück.

Der Mann trat mit federnden Schritten ein, und plötzlich hellten sich van Duiks Züge auf.

»Das darf nicht wahr sein! Tom! Tom Majestyk!«

Der Profikiller grinste. »Ich bin es wirklich, du hast kein Gespenst vor dir.«

»Seit wann bist du in Amsterdam?«

»Heute erst angekommen, und mein erster Weg führt mich zu dir.«

»Das freut mich. Wir haben uns lange nicht gesehen. Du hast dich kaum verändert. Wie geht es dir in Amerika?«

»Das können wir bei einem guten Essen bereden. Ich lade dich ein.«

»Kommt nicht in Frage. Du bist mein Gast. Komm in mein Haus.«

»Ist es noch dieselbe Adresse?«

»Ja.«

»Ich rufe dich an, sobald ich Zeit habe.«

»Aber bestimmt.«

Majestyk lachte. »Genügt dir mein Ehrenwort?«

»Klar doch, klar!« sagte der Holländer begeistert. Er griff nach den breiten Schultern des Amerikaners und schüttelte ihn herzlich. »O Tom. Erinnerungen an großartige Zeiten weckst du in mir.«

Majestyk fingerte seine Wunschliste aus der Brusttasche seines Sportjacketts. Er hatte die Reise unbewaffnet angetreten. Die Kontrollen auf den Flugplätzen waren zu gewissenhaft. Er wollte bei der Einreise keine Schwierigkeiten haben.

Was er für seinen Job brauchte, kaufte er lieber bei van Duik.

Der Waffenhändler warf einen Blick auf den Zettel. »Bis wann?« fragte er.

»Bis gestern.«

»Verstehe«, sagte Greg van Duik. »Soll ich liefern, oder holst du die Ware ab?«

»Wir telefonieren«, sagte Tom Majestyk und nannte dem Holländer den Namen seines Hotels Für van Duik stand fest, daß der Amerikaner nicht nach Amsterdam gekommen war, weil ihn das »Heimweh« plagte. Garantiert hatte Tom hier einen Spezialauftrag zu erledigen.

Er fragte nicht danach. Toms Jobs gingen ihn nichts an.

***

Wim Kabel, der Mann mit dem Teufelsring, stürzte sich auf Cruv. Er nahm den Gnom nicht ernst, fühlte sich ihm weit überlegen.

Mit ein paar Schlägen ist er erledigt, dachte der Holländer und rammte die Faust mit dem magischen Ring vor.

Er wollte Cruvs häßliches Gesicht treffen, doch der Knirps reagierte blitzschnell. Er nahm den Kopf zur Seite und stieß dem Gegner den Silberknauf seines Ebenholzstocks in den Bauch.

Kabel zerbiß einen Fluch zwischen den Zähnen. Er war ein mieser Geselle, und der magische Ring verstärkte alles Üble in ihm.

Cruv wußte, daß er sich vor dem Ring in acht nehmen mußte, denn an Wim Kabels Finger wurde er zu einer gefährlichen Waffe des Bösen.

Der Gnom wich den Schlägen immer wieder aus und versuchte den Holländer mit dem Stock von den Beinen zu holen.

Kabel packte die kalte Wut, als er mit dem Gnom nicht im Handumdrehen fertig wurde. Seine Linke erwischte Cruv an der Schulter.

Der Kleine verlor das Gleichgewicht und stürzte, aber er nahm den Schwung mit, rollte ab und federte sofort wieder hoch.

Doch ehe er in Abwehrstellung gehen konnte, erwischte ihn Wim Kabel zum erstenmal mit dem Ring.

Cruv schrie auf, sein häßliches Gesicht verzerrte sich. Er flog gegen die Wand und hatte den Eindruck, gelähmt zu sein.

Wim Kabel stampfte heran, um dem Angeschlagenen den Rest zu geben.

Cruv überwand die Lähmung und wollte die Flucht ergreifen. Er war geschwächt. Er durfte den Kampf nicht fortsetzen.

Der magische Ring hatte seine Niederlage vorbereitet. Cruv hatte schon bessere Kämpfe geliefert. Heute war er mit sich nicht zufrieden.

Aber bei der nächsten Begegnung konnte es für Cruv schon wieder viel besser aussehen.

Der Gnom wirbelte herum und hetzte mit seinen kurzen Beinen los. Er wollte die Treppe hinaufjagen, doch bereits auf der zweiten Stufe erwischte ihn Wim Kabel.

Sein Faustschlag löste in Cruvs Kopf eine Explosion aus. Der Kleine stolperte, ließ seinen Stock fallen, warf die Arme hoch und brach besinnungslos zusammen.

Der Holländer lachte triumphierend. »Na also. Ich dachte schon, du wärst so etwas wie 'n Miniatur-Supermann.«

Er krallte die Finger in Cruvs Jackett und drehte ihn um, dann suchte er nach der Brieftasche des Kleinen, die mit Banknoten prall gefüllt war.

Wim Kabel schüttelte grinsend den Kopf. »Wie leichtsinnig von dir, mit soviel Geld herumzulaufen.«

Da, wo der Gnom herkam, gab es kein Geld, und er hatte sich noch nicht daran gewöhnt, daß die Menschen so sehr danach gierten. Sie brachten einander sogar deswegen um. Cruv konnte das nicht verstehen.

Er hatte keine Beziehung zu Geld, deshalb ging er damit etwas zu sorglos um.

Wim Kabel stopfte die Scheine in seine Tasche, lachte wieder, betrachtete den magischen Ring und küßte ihn.

»O du wunderbares Stück! Nie werde ich mich von dir trennen!« lachte er. »Du wirst mich stark und reich machen!«

Er überlegte, was er mit dem Gnom machen sollte. Es war besser, den Kleinen nicht am Leben zu lassen. Cruv wußte zuviel. Er konnte ihm Schwierigkeiten machen, und Schwierigkeiten konnte Wim Kabel nicht gebrauchen, deshalb wollte er ihnen jetzt gleich vorbeugen.

Er schnappte sich den ohnmächtigen Kleinen und trug ihn in einen Raum, der tiefer lag als der übrige Keller.

Früher war darin eine Wäscherei untergebracht gewesen. Heute gab es hier keine Maschinen mehr und keine Bottiche.

Nur die dicken Wasserrohre waren noch vorhanden, und die grauen Betonsockel, auf denen die Waschmaschinen gestanden hatten.

Kabel stieß Cruv die Treppe hinunter und öffnete mit flinken Drehbewegungen die Ventile. Anschließend zog er die Räder ab. »Du wirst ersaufen wie eine Ratte«, grinste der Holländer. »Bist ja auch nicht viel größer als so 'n Vieh!«

Aus fünf dicken Rohren schossen die Wasserstrahlen in den Raum. Wim Kabel hörte sich das Rauschen und Plätschern eine Weile an, dann machte er kehrt.

Bevor er die Tür schloß, sah er, daß das Wasser bereits den ganzen Boden bedeckte. Es würde stetig steigen, und Cruv würde ertrinken.

»So soll es sein«, brummte Wim Kabel, warf die massive Holztür zu und rammte den rostigen Eisenriegel in die Mauerverankerung.

Mit einer Menge Geld und guter Laune verließ er das schäbige Haus. Als er auf die Straße trat, konnte er sich ein Grinsen nicht verkneifen.

Lächerlich, was ihm der Kleine über den Ring erzählt hatte. Hexen… Lebensstein… Ein Mann, der den magischen Ring gegen die Hölle einsetzte…

Das glaube, wer mag, dachte der Holländer. Ich tu's jedenfalls nicht.

***

Die Kälte biß sich durch Cruvs Glieder und weckte ihn. Als das Rauschen und Plätschern in sein Bewußtsein drang, riß er verstört die Augen auf.

Wasser! Es drohte ihn zu überfluten!

Cruv sprang auf und wankte benommen. Ein armdicker Strahl schlug

gegen sein Gesicht. Er japste und riß die Arme schützend hoch.

Aufgeregt watete er zur Treppe. Ein neuerlicher Wasserstrahl traf den Gnom. Er wich aus und versuchte eines der Ventile zu schließen, doch ohne das Drehrad war das nicht möglich.

Der Gnom stolperte die Stufen hinauf. Er rüttelte an der massiven Holztür, sie ließ sich nicht öffnen. Obwohl es keinen Sinn hatte, warf sich Cruv verbissen dagegen. Nach einigen schmerzhaften Versuchen gab er auf.

Er war nicht schwer genug, um die Tür aufbrechen zu können.

Das Wasser stieg unaufhörlich. Dem Gnom kam vor, als würde es von Minuten zu Minute schneller steigen, aber das bildete er sich nur ein.

Wenn er seinen Stock bei sich gehabt hätte, wäre es ihm eventuell möglich gewesen, die Tür aufzubrechen, aber den hatte er verloren.

Triefnaß kehrte er um. Er zog sein Jackett aus und riß es in der Mitte auseinander. Den Stoff knüllte er zusammen und stopfte ihn in eines der Rohre.

Jetzt schossen nur noch vier Fontänen in den Raum. Cruv eilte sofort zum nächsten Rohr, um es zuzustopfen.

Kaum war es geschehen, da spuckte das andere Rohr den Stoffpfropfen aus und schoß seinen Wasserstrahl wieder in den Raum, und auch das zweite Rohr blieb nicht lange verstopft.

So geht es nicht, dachte Cruv nervös. Aber wie dann?

Höher, immer höher stieg das eiskalte Wasser. Es kroch über die Stufen, und als der Wasserspiegel über die Rohröffnungen stieg, hörte das laute Plätschern auf.

Dafür erfüllte nun ein dumpfes Rauschen und Blubbern den unterirdischen Raum. Der Gnom suchte nach einem Ausweg aus seiner lebensgefährlichen Lage.

Die Rettung lag hinter der Tür, die der Gnom nicht öffnen konnte. Wenn das Wasser weiterstieg, würde Cruv schwimmen müssen.

Er wußte nicht, wie lange er sich an der Oberfläche halten konnte. Eine Stunde? Zwei? Irgendwann würden ihn die Kräfte verlassen, und er würde untergehen.

Ein scheußlicher Tod, zu ertrinken!

Cruv dachte an seine Heimat und an die vielen Gefahren, die er auf Coor überlebt hatte. Fleischfressende Pflanzen… Riesenkäfer… Drachen… So viele Gefahren hatte er gemeistert.

Hatte er nur überlebt, um hier in diesem einsamen Keller zu ertrinken?

Zornig lehnte sich der Gnom gegen dieses Schicksal auf. Wieder warf er sich mit aller Kraft gegen die Tür.

Es nützte nichts. Sie gab den Weg nicht frei, und das Wasser kroch soeben über die letzten Stufenkante.

Damit war Cruvs Schicksal besiegelt.

***

Seit Tucker Peckinpahs Verschwinden war mein Leben irgendwie in Unruhe geraten. Bisher hatte mich der Industrielle mit Rat und Tat unterstützt. Sein enormer Reichtum und seine sagenhaften Verbindungen, die sich wie ein Netz über den gesamten Globus spannten, waren mir eine große Hilfe gewesen.

Damit war es nun vorbei. Ich mußte ohne meinen wertvollen Partner zurechtkommen.

Im Laufe seines arbeitsreichen Lebens hatte Peckinpah ein weit verästeltes Imperium aufgebaut, das so vielschichtig war, daß kaum ein anderer durchblickte.

Dean McLaglen, sein Anwalt, versuchte die Geschäfte nach bestem Wissen und Gewissen weiterzuführen, aber es knackte und knarrte gefährlich im Gefüge, und es war zu befürchten, daß das Imperium wie ein Kartenhaus einstürzte, wenn Tucker Peckinpah nicht bald an die Spitze zurückkehrte.

Unser Freund Cruv bemühte sich, Peckinpahs Verbindungen aufrechtzuhalten. Niemand konnte allerdings erwarten, daß der Gnom dies so souverän machte wie der Industrielle.

Die jüngste Vergangenheit hatte viele Verschiebungen mit sich gebracht. Wir hatten Freunde verloren und andere gewonnen.

Wir mußten umdenken und uns in mancher Hinsicht umstellen - und der Kampf gegen die Hölle ging mit unverminderter Härte weiter.

Mr. Silver und ich bezogen zwei nebeneinanderliegende Zimmer in einem Vier-Sterne-Hotel an der Prinsengracht.

Ich hängte meine Sachen in den Schrank, setzte mich auf die Bettkante und hob den Hörer ab. Sofort war ich mit der Zentrale verbunden.

Ich nannte meinen Namen und meine Zimmernummer und verlangte eine Verbindung mit Cruv, der im selben Hotel abgestiegen war. Auch die Zimmerreservierung hatte der Gnom besorgt.

Während ich darauf wartete, daß sich Cruv meldete, klopfte Mr. Silver und trat ein. Groß und breit wie ein Kleiderschrank war der Ex-Dämon. Wild und unerbittlich verstand er zu kämpfen. Ein Bollwerk des Guten, ein Mann, der vor langer Zeit die Fronten gewechselt hatte und die schwarze Macht nun mit ihren eigenen Waffen schlug.

»Hallo, Mr. Ballard!« sagte das Mädchen in der Zentrale. »Mr. Cruv meldet sich nicht.«

Ich verlangte die Rezeption und erfuhr, daß unser kleiner Freund nicht im Hotel war.

»Welche Zimmernummer hat er?« wollte ich wissen.

»415.«

»Vielen Dank«, sagte ich und legte auf. »Cruv ist nicht da«, sagte ich zu Mr. Silver.

Der Hüne nickte mit finsterem Blick. »Ich hab's geahnt. Er will uns beweisen, daß er trotz seiner geringen Größe der Größte ist.«

»Es war vereinbart, daß er ohne uns nichts unternimmt«, brummte ich verstimmt. »Er scheint die Geduld verloren zu haben.«

»Man sollte dem Kleinen die Kehrseite versohlen.«

»Die Idee ist nicht schlecht«, sagte ich. »Vielleicht wird Cruv dann etwas disziplinierter.«

»Er lebt nicht mehr für sich allein auf Coor.«

»Genau.«

»Was tun wir jetzt, Tony? Warten, bis er ein Lebenszeichen gibt?«

»Wie wär's, wenn wir uns mal in seinem Zimmer umsehen würden?«

»Das machen wir.«

Wir verließen mein Zimmer und begaben uns zum Fahrstuhl. Ein hübsches blondes Zimmermädchen ging an uns vorbei und grüßte uns.

Mr. Silver grinste erfreut und blickte ihr angetan nach. Dagegen wäre nichts einzuwenden gewesen, aber der Ex-Dämon machte mit seiner Magie das Kleid des Mädchens transparent.

Sie merkte es nicht, aber mir fiel es sofort auf, und ich stieß meinen Freund mit dem Ellenbogen an.

»Laß die geschmacklosen Scherze, Silver. Das mag auf der Silberwelt ein guter Gag gewesen sein, hier ist er's nicht. Willst du das Mädchen in Verlegenheit bringen?«

»Die Kleine war doch nett anzusehen«, erwiderte der Hüne amüsiert.

Das Kleid des Zimmermädchens war jetzt wieder so, wie es sein sollte.

Ich schüttelte den Kopf. »Manchmal bist du unmöglich, du durchtriebener Halunke. Wirst du dich nie daran gewöhnen, daß du unter Menschen lebst, die über deine derben Scherze anders denken?«

»Okay, okay, Tony. Ich werde mich bessern. Zufrieden?«

Der Ex-Dämon hatte sich im Laufe der Zeit ganz gut an seinen neuen Lebensbereich angepaßt, aber mir war klar, daß er nie genauso wie wir werden konnte, schließlich hatten ihn in seiner Jugend völlig andere Lebensbedingungen geprägt.

Die Kabine traf ein, die automatische Tür öffnete sich, wir stiegen in den Lift, und ich drückte auf den Knopf der vierten Etage.

Zimmer 415 lag am Ende des Flurs. Wir gingen über einen blutroten Sisalläufer, und Mr. Silver warf einen Blick über die Schulter zurück, um sich zu vergewissern, daß uns niemand beobachtete, denn was er zu tun gedachte, war nicht ganz legal.

Wir brauchten keinen Generalschlüssel, um in Cruvs Zimmer zu gelangen. Mr. Silvers Magie genügte vollkommen.

Er legte nur die Hand in Schloßhöhe auf die Tür, und schon vernahm ich ein leises Klacken. Dann drehte der Ex-Dämon den Türknauf und ließ mir den Vortritt.

Ich betrat den Raum. Mr. Silver klappte die Tür hinter uns zu, und wir sahen uns suchend um. Weder der Ex-Dämon noch ich erwarteten ernsthaft, daß Cruv hier irgendwo gefesselt und geknebelt herumlag.

Dennoch schauten wir unter das Bett, in den Schrank und ins Bad. Von Cruv natürlich keine Spur.

Der Gnom hatte uns nach Amsterdam geholt, nachdem in London jener Dieb gefaßt worden war, der mir in einem Hallenbad meinen Ring gestohlen hatte.

Tucker Peckinpah hatte gleich danach alle Hebel in Bewegung gesetzt, um mir den wertvollen Ring wiederzubeschaffen, doch seine umfangreichen Bemühungen hatten keinen Erfolg gehabt.

Ehrlich gesagt, ich hatte den magischen Ring schon fast abgeschrieben, rechnete kaum noch damit, jemals wieder davon zu hören. Aber der Hallenbadmarder war ein gewissenhafter Mensch.

Die Polizei fand bei ihm präzise Aufzeichnungen, wann er wo was gestohlen hatte, und es war auch schriftlich festgehalten, an wen er seine Beute für wieviel Geld weiterverkauft hatte.

So geriet man an einen Hehler, der in ständiger Geschäftsverbindung mit der Amsterdamer Unterwelt stand, und über einen - noch von Peckinpah geschaffenen - Kanal kam Cruv schließlich zu Ohren, daß sich jemand meinen Ring an den Finger gesteckt hatte und seither in Verbrecherkreisen für einiges Aufsehen sorgte, denn der Mann war zu einem gefürchteten Schläger geworden. Man nannte ihn den Mann mit dem Teufelsring, und selbst die kräftigsten Brocken, die gegen ihn gekämpft hatten, waren ihm nicht gewachsen, seit er den magischen Ring trug.

All das wußten wir von Cruv, und er reiste uns nach Amsterdam voraus, um noch mehr in Erfahrung zu bringen, aber ich riet ihm, keinen riskanten Alleingang zu unternehmen.

Es wäre vernünftiger gewesen, wenn wir den Ringträger gemeinsam aufgesucht hätten. Es war geplant, dem Mann ein faires Angebot zu machen. Sollte er ablehnen, wollten wir ihm den Ring einfach abjagen, und er würde leer ausgehen.

Uns war nicht bekannt, ob Cruv inzwischen den Namen des Ringträgers in Erfahrung gebracht hatte, aber ich nahm es an.

Mr. Silver stellte fest, daß der Gnom sein ganzes Geld mitgenommen hatte. Der Ex-Dämon fand keine einzige Banknote im Zimmer.

»Vielleicht hat er das Geld im Hotelsafe deponiert«, sagte ich.

»Also ich vermute, daß Cruv sich mit dem Ringträger in Verbindung gesetzt und sich mit ihm getroffen hat«, erwiderte der Hüne mit den Silberhaaren. »Der Kleine will uns überraschen.«

»Es gibt Überraschungen, die gehen ins Auge.«

»Genau das befürchte ich.«

Neben dem Telefon lag eine holländische Illustrierte. Das

Titelblattmädchen war so steril, daß es mich mit seinem Lächeln überhaupt nicht ansprach.

Cruv hatte neben dem Mädchengesicht herumgekritzelt. Vermutlich hatte er es während des Telefonierens getan.

Kreise, Punkte, Linien, Dreiecke… Und da war auch eine Adresse - und darunter eine Uhrzeit.

Ich machte den Ex-Dämon darauf aufmerksam.

»Scheint so, als ob unser kleiner Schäker dort ein Rendezvous hätte«, sagte Mr. Silver.

»Mit einem Mann«, mutmaßte ich.

»Pfui, Spinne!«

»Um 19 Uhr.«

»Jetzt ist es 20 Uhr«, sagte Mr. Silver, »und da sich Cruv nicht meldet, ist er meiner Ansicht nach in Schwierigkeiten geraten.«

»Los, komm, Silver. Wir mieten einen Wagen und fahren hin. Hoffentlich kann Cruv noch ›Hallo!‹ sagen, wenn wir ihn finden.«

***

Tim »Tiger« Huitgaacht schwitzte. Wild schlug er mit seinen Fäusten auf den Gegner ein. Sein sicheres Auge bemerkte jeden Deckungsfehler. Sofort stach er mit einer Geraden zu oder kam mit einem Schwinger ins Ziel.

Tim Tiger war ein Bulle. Groß, breit, muskulös. Ein Schwergewicht mit vernarbten Augenbrauen, einem eingeschlagenen Nasenbein und weit vorspringendem Kinn.

Er konnte nicht nur austeilen, sondern war ebensogut im Nehmen, und diese Qualitäten machten ihn zum Champion, zum Killer im Boxring.

Er schlug alles k. o. was man ihm vor die Fäuste stellte, und Boom Nadegelt, sein Trainer und Manager, prophezeite ihm eine sagenhafte Karriere.

Mit ein bißchen mehr Disziplin hätte Tim Tiger bis zur Weltspitze vorstoßen können, doch soweit hatte ihn sein Betreuer noch nicht.

Tim liebte alkoholische Getränke und schöne Mädchen. Diese beiden Laster waren schon vielen Spitzensportlern zum Verhängnis geworden. Immer wieder sagte Boom Nadegelt das seinem Schützling, doch dieser glaubte ihm nicht.

Bisher hatte er trotz des lockeren Lebenswandels alles in Grund und Boden geboxt. Deshalb sah Tim Tiger keinen Grund, enthaltsam zu leben.

Er nahm das Training ernst, arbeitete hart und schonte sich nicht - und das mußte seiner Ansicht nach reichen.

Noch baute der Manager den neuen Champion auf. Noch wehte Tim Tiger der scharfe, rauhe, unerbittliche Wind des harten

internationalen Boxgeschäfts nicht um die Nase, aber der schwere Brocken hatte davor keine Angst.

Er war zuversichtlich, eines Tages so bekannt zu sein wie Muhammad Ali.

Jetzt drosch er mit einer präzisen Kombination auf seinen Sparringspartner ein. Niemand war schneller als er, niemand hatte einen härteren Schlag.

»Ja!« rief Boom Nadegelt begeistert. »So ist es richtig, Tiger! Und nun setz nach…! Genauso!«

Das Muskelspiel des großen Mannes war herrlich anzusehen, und Tim Tiger war mit großartigen Reflexen gesegnet.

Sein Gegner war ein ausgezeichneter Mann, aber gegen Tim Tiger fiel er merklich ab.

Nadegelt beendete das Training. Er kletterte zu den Boxern in den Ring und redete mit ihnen, doch Tim Tiger hörte nicht zu.

Der blonde Riese blickte über die Schulter des Trainers hinweg zu den Sitzreihen. Dort saß ein atemberaubendes Mädchen.

Brandrot war ihr halblanges Haar, und meergrün die leicht schräggestellten Augen. Ihr Teint war zart, als würde sie die Sonne meiden, und was der Boxer von ihrer Figur sehen konnte, warf ihn fast um.

»Tim! Tim!« sagte Nadegelt ärgerlich. »Verdammt noch mal, du hörst mir ja überhaupt nicht zu.«

»Aber ja.«

»Was habe ich gesagt? Wiederhole es.«

»Wir sind hier nicht in der Schule, Boom.«

»Dies ist eine *Boxschule*!«

»Ich brauche deine Ratschläge nicht. Ich weiß, daß ich der Beste bin.«

»Steig bloß ganz schnell herunter von deinem hohen Roß, mein Lieber, sonst gibt es für dich demnächst ein böses Erwachen. Hochmut kommt vor dem Fall, sagt man.«

»Du sagst doch selbst immer, daß ich der Champion bin.«

»Das heißt aber noch nicht, daß du von mir keine Tips mehr brauchst. Junge, du wirst in vierzehn Tagen deinen bisher schwersten Kampf bestreiten. Mir scheint, als wärst du dir dieser Tatsache nicht richtig bewußt.«

»Ich werde diesen Kampf gewinnen. Mach dir darüber keine Gedanken.«

»Manchmal gehst du mir mit deiner Überheblichkeit ganz schön auf den Geist.«

»Wer ist das Mädchen?« fragte der Boxer.

»Welches Mädchen?«

»Das dort auf der Bank sitzt.«

Der Trainer wandte sich kurz um. »Ich kenne sie nicht.«

»Ich auch nicht, aber ich würde sie gern kennenlernen, und du wirst das für mich einfädeln.«

»Hör mal, du hast sie wohl nicht alle. *Zwei Wochen!* Sag mal, wieso kapierst du das nicht? Zwei Wochen stehen dir nur noch für die Vorbereitung zur Verfügung. In dieser Zeit solltest du keinen Alkohol trinken und die Finger von kleinen Mädchen lassen.«

Der Boxer griente. »Mußt du, als mein Trainer und Manager, nicht dafür sorgen, daß ich mich rundum wohl fühle? Nun, dazu gehört es, daß ich mit diesem Mädchen heute ausgehe, deshalb wirst du sie fragen, ob sie mit mir essen möchte. Aber komm mit keiner Absage zurück.«

»Tim, du bist verrückt. Du weißt nicht, was du damit alles aufs Spiel setzt.«

»Verdammt noch mal, ich werde in vierzehn Tagen siegen. Was willst du mehr?«

Tim Tigers Sparringspartner verließ den Ring, und auch der übergewichtige Boom Nadegelt kletterte aus dem Seilgeviert.

Er war selbst Boxer gewesen, aber so ein leichtsinniges Leben hatte er nie geführt. Sein Pflichtbewußtsein und seine Disziplin waren beispielhaft gewesen.

Bestimmt hätte er international von sich reden gemacht, aber ein Bruch des Mittelhandknochens und ein Achillessehnenriß im selben Jahr beendeten seine Boxerlaufbahn.

Nadelgelt begab sich zu dem schönen rothaarigen Mädchen. Er hätte in heller Panik die Flucht ergriffen, wenn er geahnt hätte, wer sie war.

Sie hieß Yora und war eine gefährliche Dämonin!

Die Hölle, in verblüffender Schönheit verpackt.

***

»Kennen Sie Tim ›Tiger‹ Huitgaacht?« fragte Boom Nadegelt. »Er ist ein großartiger Boxer, wohl einmalig in seiner Art. Ein Bulle. Nicht unterzukriegen.«

Yora, die Totenpriesterin, lächelte. »Warum preisen Sie ihn so an? Soll ich ihn unter Vertrag nehmen?«

»Darf ich mich setzen?«

Yora hatte nichts dagegen. Niemand sah ihr an, wie gefährlich sie war. Wie eine Schönheitskönigin sah sie aus. Genauso hatte Oda ausgesehen.

Oda, die weiße Hexe, war Yoras Zwillingsschwester gewesen. Sie lebte nicht mehr. Mago, der Jäger der abtrünnigen Hexen, hatte sie mit dem Höllenschwert getötet.

Yora wußte davon, doch sie trauerte nicht um ihre Schwester. Zu verschieden waren sie seit jeher gewesen, und sie hatten in

verschiedenen Lagern gestanden.

Während sich Oda dem Guten zuwandet, machte sich Yora um die Hölle so sehr verdient, daß Asmodis sie in den Dämonenstand erhob.

Mit Odas Tod gab es eine Gegnerin der schwarzen Macht weniger, so sah das Yora, und das konnte ihr nur recht sein.

»Interessieren Sie sich für Tim?« fragte Boom Nadegelt.

»Ich bin Journalistin«, log Yora. »Man hat mir gesagt, daß es in ganz Holland keinen Boxer gibt, der sich mit Tim Tiger messen kann.«

»Das stimmt. Zur Zeit ist er die Nummer eins.«

»Ich möchte über ihn schreiben«, sagte das rothaarige Mädchen.

»Publicity ist immer gut«, sagte der Manager lächelnd. »Tim ist ein wunderbarer Bursche. Er hat nur einen Fehler. Er kann nicht wegsehen, wenn er ein hübsches Mädchen sieht. Er hat mich zu Ihnen geschickt, damit ich Sie frage, ob Sie mit ihm essen wollen. Ehrlich gesagt, ich hatte die Absicht, Sie zu bitten, ihm einen Korb zu geben, doch wenn Sie Journalistin sind, ist das natürlich etwas anderes.«

»Sagen Sie dem Champion, daß ich die Einladung gern annehme.«

»Oh, darüber wird er sich freuen. Weniger wird er davon begeistert sein, daß ich mitkomme.«

»Braucht Tim Tiger denn einen Aufpasser?«

Boom Nadegelt lachte leise. »Aber ja. Er ist wie ein Teenager. Bei einem Mädchen wie Ihnen hakt sein Verstand aus. Ich bin froh, daß er nie gegen eine Frau zu boxen braucht, das wäre eine Katastrophe. Ich werde Tim klarmachen, daß ich dabei sein muß, wenn sich die Presse für ihn interessiert. Sie kriegen von mir das Backgroundmaterial für Ihren Artikel.«

»Ich muß Tim Tiger erst einmal näher kennenlernen«, erwiderte Yora. »Aber ich kann Sie beruhigen. Ich habe nicht die Absicht, den Champion in der Luft zu zerreißen.«

Die Totenpriesterin hatte etwas anderes mit Tim Tiger vor, und sie hatte nicht die Absicht, sich noch lange damit Zeit zu lassen.

Boom Nadegelt kehrte zu dem Boxer zurück.

»Was hat sie gesagt?« fragte Tim »Tiger« Huitgaacht.

»Sie nimmt deine Einladung an.«

»Großartig. Sie ist ein bildschönes Mädchen. Ich werde viel Spaß mit ihr haben.«

»Aber sie stellt eine Bedingung«, sagte der schlaue Manager. »Ich muß dabei sein.«

»Du?« fragte der Boxer, als glaubte er, sich verhört zu haben. »Sollst du den Anstands-Wauwau spielen?«

»Das Mädchen ist von der Presse«, sagte Boom Nadegelt eindringlich. »Sie interessiert sich aus beruflichen Gründen für dich.«

»Ich werde dafür sorgen, daß sich das ändert«, meinte der Boxer grinsend.

»Erst mal werde ich mich mit ihr befassen - wegen ihres Artikels. Wenn wir es geschickt anstellen, wird das ein Bombenartikel, der gerade rechtzeitig vor deinem großen Fight erscheinen wird. Junge, dieses Mädchen schickt uns der Himmel.«

Wie falsch der Manager mit dieser Behauptung doch lag. Genau das Gegenteil war der Fall.

»Na schön, du kommst mit«, brummte Tim Tiger wenig begeistert. »Aber nach dem Essen verschwindest du und läßt mich mit der Puppe allein, ist das klar?«

»Glasklar«, sagte Nadegelt. Er würde dafür sorgen, daß das Essen mindestens zwei Stunden dauerte. Ein Nachtisch - noch ein Nachtisch - und noch einer… Er hatte einen gesegneten Appetit.

»Dann will ich mal unter die Dusche hüpfen«, sagte Tim Tiger und flankte über die Seile.

Als er die Umkleideräume erreichte, kam ihm sein Sparringspartner entgegen.

»Alles okay?« fragte Huitgaacht.

»Ich spüre noch deine Linke. Die muß dir der Teufel gegeben haben.«

Der Champion lachte. »Egal, woher ich sie habe, sie ist auf jeden Fall sehr brauchbar.«

Unter der Dusche röhrte der blonde Hüne einen spanischen Sommerhit, während er eine Menge grünen, duftenden Badeschaum über seinen athletischen Körper rinnen ließ.

Er wusch sich den Trainingsschweiß sehr gründlich aus den Poren, schlang sich anschließend ein Handtuch um die Hüften und verließ den Duschraum.

Er war kaum angezogen, als er hörte, wie sich die Tür öffnete und gleich wieder schloß.

Er stand vor dem großen Wandspiegel und fönte sein Haar. Da erblickte er plötzlich Yora. Das schöne rothaarige Mädchen war auf einmal anders gekleidet.

Sie trug jetzt ein langes weißes Gewand, das mit seltsamen Zeichen bestickt war.

Die Totenpriesterin trug ihren Blutornat, doch das wußte der Boxer nicht. Ihm war auch nicht bekannt, daß Yora der Hölle laufend Seelen verschaffte, und sie war gekommen, um sich auch Tim »Tiger« Huitgaachts Seele zu holen.

Er wandte sich um und lächelte sie an. »Bin gleich fertig.«

Er schob den Fön in die Magnethalterung und warf einen letzten prüfenden Blick in den Spiegel. Er war kein schöner Mann, das wußte er, aber er hatte das gewisse Etwas, und damit kam er beim weiblichen Geschlecht sehr gut an.

»Schick, was Sie da anhaben«, sagte er. »Wann haben Sie sich umgezogen?«

Sie antwortete nicht.

»Sieht so… so feierlich aus«, sagte der Boxer.

»Es ist ein Ornat.«

»Tatsache?« Tim Tiger lachte. »Nun sagen Sie bloß nicht, Sie wären so etwas wie eine Priesterin.«

»Doch, das bin ich.«

»Welche Sekte?« wollte der Champion wissen.

In Holland gab es unzählige Sekten. Tim Tiger hoffte, daß er es mit einer Priesterin zu tun hatte, die die Liebe ganz groß an ihr Banner geheftet hatte.

»Keine Sekte«, antwortete die Dämonin, und ein gefährliches Feuer funkelte in ihren Augen. »Die Hölle will Seelen. Ich sorge dafür, daß sie sie bekommt.«

Diese Antwort berührte den Boxer unangenehm. »Meinen Sie das im Ernst?«

»Sehe ich so aus, als würde ich scherzen?«

»Ich… weiß nicht recht«, sagte der Boxer, und es rieselte ihm kalt über den Rücken.

Was war das für ein merkwürdiges Mädchen?

Ihr Blick hatte etwas Zwingendes. Der Mann, der um seine phänomenalen Reflexe beneidet wurde, vermochte nicht zu reagieren, als Yora unter dem Blutornat ihren Seelendolch hervorholte.

Schwarze Kräfte befanden sich in diesem reich verzierten Dolch, mit dem Yora Leib und Seele zu trennen vermochte.

Doch daran starben ihre Opfer nicht, denn gleichzeitig wurde die Seele durch eine Höllenkraft ersetzt, die aus den Getöteten Zombies machte.

Yora trat auf den blonden Riesen zu. Er sah den Seelendolch aufblitzen, vermochte ihm aber nicht auszuweichen…

Einen Augenblick später befand sich Tim Tigers Seele auf dem Weg zur Hölle - und ein neuer Zombie war geschaffen!

***

Wir saßen in einem roten Fiat Ritmo und hielten nach der Adresse Ausschau, die Cruv auf die Illustrierte geschrieben hatte.

Rechts befand sich der Nordseekanal. Man hatte uns gesagt, wie weit wir ihm folgen und wo wir abbiegen sollten.

»Jetzt links«, sagte Mr. Silver, und ich kurbelte am Lenkrad.

An der Straßenecke stand eine riesige Orgel. Kinder tanzen übermütig davor. Ich schaltete hoch, die Orgelklänge verloren sich hinter uns, und plötzlich rief Mr. Silver:

»Hier, Tony! Stopp!«

Ich reagierte nicht sofort, fuhr an einer einsturzgefährdeten Hausruine vorbei, stoppte erst vor dem Nachbargebäude.

»Hierher kann Cruv nicht gewollt haben«, sagte ich. »Wenn du dort drinnen nur einmal niest, bist du verschüttet.«

»Wie lautet die Nummer?«

»30«, sagte ich.

Der Ex-Dämon nickte. »Die Ruine trägt ein rostiges Schild mit dieser Nummer. Hier hast du 32, und das Haus davor war 28. Also sind wir richtig.«

Ich setzte zweifelnd zurück, und wir stiegen aus. Ob sich Cruv hier mit dem Mann, der meinen Ring trug, verabredet hatte?

»Wir sehen uns dort drinnen mal um«, schlug Mr. Silver vor.

»Aber nicht niesen«, bat ich mir aus.

Wir betraten die häßliche Ruine, stiegen über Schutt, und ein unangenehmer Modergeruch legte sich auf unsere Lungen.

In einer Ecke lag eine tote Ratte mit aufgeblähtem Bauch. Ich blieb stehen und griff nach Mr. Silvers Arm, um ihn ebenfalls am Weitergehen zu hindern.

»Was ist?« fragte der Ex-Dämon.

Ich legte meinen Finger auf den Mund, und dann lauschten wir beide.

»Hier rauscht irgendwo Wasser!« stellte Mr. Silver fest.

»In so einer alten Bruchbude. Merkwürdig.«

Wir gingen auf das Geräusch zu und stiegen die Kellertreppe hinunter.

»Cruv?« versuchte ich mein Glück. »Hallo, Cruv, steckst du hier irgendwo?«

Meine Stimme flog in die Dunkelheit hinein, und als Echo kam Cruvs Stimme zurück. »Ich bin hier, Tony! Hier unten!«

Ich atmete erleichtert auf. Wir hatten den sympathischen Knirps gefunden.

»Hier!« rief er wieder. Es kam direkt aus dem Rauschen. »Hier unten!«

Mr. Silver und ich rannten der Stimme entgegen. Ich war einen Schritt vor dem Ex-Dämon. Plötzlich patschten meine Füße in kaltes Wasser. Es kam unter einer massiven Holztür hervor.

Ich packte den Riegel und schob ihn zur Seite. Sofort flog die Tür auf, und ein Wasserschwall stürzte mir entgegen… und mit ihm Cruv.

Ich fing den Gnom auf und sprang mit ihm zurück. Mr. Silver nahm mir den Kleinen ab und stellte ihn an einer trockenen Stelle ab. Der Knirps klapperte heftig mit den Zähnen.

»Mit dir hat man nichts als Kummer, Kleiner«, sagte der Ex-Dämon vorwurfsvoll. »Warum hast du nicht im Hotel auf uns gewartet?«

»Ich dachte… ich hoffte, Tony bei der Ankunft seinen Ring präsentieren zu können«, sagte der Gnom kleinlaut.

»Statt dessen versuchst du dich in diesem unterirdischen Aquarium

als Kiemenatmer.«

»Ich sehe ein, daß es falsch war, allein etwas zu unternehmen«, gab Cruv zu, »aber ich hatte keine Geduld mehr. Ich konnte nicht länger im Hotel sitzen und warten. Ganz krank machte mich dieses untätige Herumsitzen.«

»Dafür hätte dich dein falscher Eifer beinahe umgebracht«, brummte der Ex-Dämon.

»Das reicht, Silver«, schaltete ich mich ein. »Cruv sieht seinen Fehler ein. Er wird so etwas nicht wieder tun.«

»Oh, da bin ich nicht so sicher. Der Kleine gehört zu den ganz besonders schwer erziehbaren Typen. Wir sollten ihn viel fester an die Kandare nehmen.«

»Ich bin kein Pferd!« protestierte der Kleine.

»Nein, aber ein Esel!« wetterte Mr. Silver. »Wir mögen dich, Knirps. Wir wollen dich nicht verlieren. Geht das denn nicht in deinen Strohkopf hinein?«

Ich schlug vor, die Unterhaltung im trockenen Wagen fortzusetzen, denn aus Cruvs »Badeanstalt« strömte immer mehr Wasser.

»Habt ihr meinen Stock gesehen?« fragte der Gnom.

»Nein«, antwortete ich. »Wo ist dein Jackett?«

»Es schwimmt. Ich habe es zerrissen, wollte die Wasserrohre damit verstopfen, aber es hat nicht geklappt.«

Mr. Silver fand den Stock und hob ihn für den Kleinen auf. »Hier, du trübe Tasse. Du scheinst heute nicht deinen besten Tag zu haben. Vielleicht ist für dich Freitag, der 13. - und wahrscheinlich bist du auch noch mit dem linken Fuß aufgestanden.«

»Meine Güte, kann der meckern«, beschwerte sich Cruv. »Mich würde interessieren, wer dir das beigebracht hat.«

Mr. Silver grinste. »Ist mir angeboren.«

»Klar, du bestehst ja vorwiegend aus schlechten Eigenschaften.«

»Ist das der Dank dafür, daß wir dich aus dem Teich gefischt haben?«

»Das kriege ich von nun an jeden Tag von dir aufs Brot geschmiert, was?«

»Warum nicht? Ich werde dein mahnendes Gewissen sein, damit du diesen Fehler nicht noch mal machst.«

Wir verließen das schäbige Haus und setzten uns in den Ritmo. »So«, sagte ich. »Und jetzt erzähl mal, Kleiner.«

»Da gibt es nicht viel zu erzählen«, gab Cruv zurück. »Ich hatte einen Namen und eine Telefonnummer. Es war die Nummer einer Kneipe beim Slotermeer. Ich rief an und verlangte Wim Kabel, den Mann, der deinen Ring trägt. Ich sagte ihm, daß ich ihm den Ring abkaufen wolle, und er bestellte mich hierher. Aber er dachte nicht daran, sich von dem Ring zu trennen. Er nahm mir das Geld ab, schlug mich nieder und versuchte mich zu ertränken.«

»Wieso hast du ihm deinen Stock nicht ordentlich über den Schädel gehauen?« fragte Mr. Silver. »Du kannst doch sonst so gut damit umgehen.«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Cruv. »Vielleicht bin ich irgendwie gehemmt, wenn mein Gegner ein Mensch ist.«

»Wim Kabel ist kein Mensch, sondern ein Verbrecher!« stellte Mr. Silver richtig, doch Cruv machte keinen solchen Unterschied.

Wir fuhren zum Hotel zurück, und Cruv zog sich trockene Sachen an. Ich wechselte Schuhe, Socken und Hosen, und dann fanden Mr. Silver und ich uns in Cruvs Zimmer ein.

Ich verlangte die Nummer, die der Gnom vor seinem unrühmlichen Alleingang angerufen hatte, und der Kleine nannte sie mir. Ich rief die Kneipe an.

Eine bärbeißige Männerstimme meldete sich.

»Ich bin Tourist«, sagte ich. »Ein Freund von mir hat so sehr von Ihrem Lokal geschwärmt, daß ich es mir gern einmal ansehen würde. Er war im vergangenen Jahr da, und er sagte mir, ich müßte unbedingt nach Slotermeer hinausfahren, denn da könnte ich noch das alte Amsterdam kennenlernen.«

Der Mann fühlte sich geschmeichelt und nannte mir die Adresse, und meine Freunde und ich machten uns sogleich auf den Weg.

Über Dutzende von Brücken überquerten wir die Grachten, die wie die Kanäle in Venedig Verkehrswege waren und ringförmig um das Zentrum verliefen.

An den Giebelbalken der alten, malerischen Häuser waren Seilrollen befestigt, um größere Lasten - zum Beispiel Möbel - durch die breiten Fenster zu transportieren, da die Treppen sehr eng und steil waren.

Die Fahrt dauerte zwanzig Minuten. Wir kamen in eine öde Gegend mit häßlichen Häusern und morschen Planken dazwischen, mit Hundegebell und Dreck in der Gosse.

Ein Tourist, der hierher kam, mußte sich verirrt haben.

Die Kneipe war groß und hatte ein schlauchartiges Hinterzimmer, zu dem die Tür offenstand.

»Haben Sie angerufen?« fragte mich der Wirt auf englisch, als wir eintraten.

Er musterte Cruv und Mr. Silver. Einen krasseren Größenunterschied konnte es nicht geben. Die beiden mußten jedermann auffallen.

»Ja«, sagte ich und streifte den Gnom mit einem raschen, fragenden Blick. Der Kleine schüttelte kaum merklich den Kopf, nachdem er sich umgesehen hatte. Das hieß, daß Wim Kabel nicht da war.

»Was hat Ihrem Freund so gut gefallen?« wollte der Wirt wissen.

»Die echte, unverfälschte Atmosphäre«, sagte ich.

»Ich habe einen Tisch für Sie reserviert. Woher kommen Sie?«

»Aus London.«

»Tower, Big Ben, Madame Tussaud…«
»Sie waren schon mal da?«
»Zweimal schon. London ist eine faszinierende Stadt.«
»Amsterdam auch.«
Der Wirt winkte ab. »Amsterdam war einmal sehr schön. Heute ist es eine Stadt des Lasters, eine Drehscheibe internationalen Rauschgifthandels. Ich bin nicht mehr stolz darauf.«
Wir nahmen an einem runden, zerkratzten Tisch Platz, und der Wirt spendierte uns drei doppelte Genever.
Ich forderte ihn auf, sich zu uns zu setzen, und ließ ihn erst mal warmlaufen, ehe ich ihn nach Wim Kabel fragte.
Ein eiserner Vorhang fiel in diesem Augenblick. Der Wirt wollte keinen Mann solchen Namens kennen. Er wurde nervös und schien es zu bedauern, so freundlich zu uns gewesen zu sein.
Klar, er hatte Angst vor dem Mann mit dem Teufelsring. Der magische Ring machte Wim Kabel gefährlich.
Der Wirt wollte sich Kabels Unmut nicht zuziehen, deshalb mimte er den Unwissenden und erhob sich mit der Ausrede, sich wieder um seine Gäste kümmern zu müssen.
Einen Augenblick später war er weg.
»Was sagt man dazu?« ärgerte sich Cruv. »Er lügt, ohne rot zu werden.«
»Er fürchtet sich vor Kabel«, sagte ich.
»Er weiß garantiert, wo Kim Kabel wohnt«, versetzte der Gnom.
»Und er wird es mir sagen«, bemerkte Mr. Silver und stemmte sich hoch.
»Was hast du vor?« wollte Cruv wissen. »Willst du ihn durch den Wolf drehen, oder ihm Daumenschreiben ansetzen?«
»Weder noch«, entgegnete der Ex-Dämon. »Ich mache es so, wie es mir Tony beigebracht hat: Auf die feine englische Art.«
»Und wie geht die?« wollte der häßliche Gnom wissen.
»Ganz einfach. Ich hypnotisiere den Mann. Niemand wird es merken.«
Der Hüne begab sich zum Tresen. Als der Wirt ihn bemerkte, wollte er sich in die Küche verdrücken, aber dann blieb er stehen und sprach mit dem Ex-Dämon.
Mr. Silver hatte recht. Niemandem fiel es auf, daß er den Mann hypnotisierte. Nicht einmal uns, obwohl wir davon wußten Als der Ex-Dämon zu uns zurückkehrte, umspielte ein zufriedenes Lächeln seine Lippen.
»Kennst du Kabels Adresse?« erkundigte sich Cruv.
»Ja. Es ist nicht weit von hier.«
»Dann laßt uns aufbrechen, Freunde«, sagte ich und stand auf. »Der gute Wim soll sich nicht länger mit meinem Ring abschleppen müssen.

Wir wollen ihn von seiner Last und von Cruvs Geld befreien.«

***

Wie erschlagen stand Boom Nadegelt da. Er hatte gesehen, was Yora getan hatte, doch es war ihm nicht möglich gewesen, sie daran zu hindern. Wie gelähmt war er vor Entsetzen gewesen.

Er hatte dieses Mädchen nur für ein paar Minuten aus den Augen gelassen, um zu telefonieren. Als er zu ihr zurückkehren wollte, saß sie nicht mehr auf der Bank, und er sah, wie sie die Umkleideräume betrat.

Er war ihr nachgegangen, um ihr zu sagen, daß es besser war, wenn sie draußen auf Tim Tiger wartete.

Und als er die Tür öffnete, sah er, daß sich Yora umgezogen hatte. Gleich darauf passierte das Grauenvolle.

Der Seelendolch zuckte auf den blonden Riesen zu und machte ihn zum Zombie. Als der Dolch sich in Tims Brust versenkte, verlor Nadegelt fast den Verstand. Er sah, wie der Boxer die Augen erschrocken aufriß, und dann brach seih Blick.

Tot! Der Champion war tot! Aber er brach nicht zusammen! Er blieb stehen, wie von einer unheimlichen Kraft gehalten.

Der Trainer und Manager des Boxers konnte sich nicht erklären, wie das möglich war.

Und dennoch - der Dolch hatte tödlich getroffen… und der Mann lebte trotzdem weiter.

Nadegelt faßte sich an die hämmernden Schläfen. Er war Zeuge des seltsamsten Mordes in der Geschichte der Menschheit geworden, und die Angst drohte ihn zu erwürgen.

Er wich verstört zurück, stieß gegen eine Holzbank, und diese fiel polternd um.

Yora drehte sich um und blickte ihn triumphierend an. »Er gehört jetzt mir«, sagte sie leidenschaftlich. »Jeden Befehl, den ich ihm erteile, wird er ausführen.«

»Wie… wie haben Sie das gemacht…?« preßte der Manager heiser hervor. »Er ist tot…«

»Ja, das ist er.«

»Aber… aber wie kann er dann… stehen?«

»Er kann noch viel mehr«, sagte Yora und ließ den Seelendolch verschwinden. Sie schaute ihr Opfer an.

Reglos stand der Boxer da. Er schien auf ihren Befehl zu warten und Boom Nadegelt nicht mehr zu kennen. Was die beiden bis vor kurzem verbunden hatte, existierte nicht mehr. Kameradschaft, Achtung, Zuneigung… All das hatte Yora mit dem Seelendolch zerstört.

Der Champion war zu einem Mordwerkzeug des Bösen geworden. Da er bereits tot war, konnte man ihn kaum vernichten.

»Töte ihn!« befahl Yora dem blonden Riesen, und der Zombie setzte sich sofort in Bewegung.

Nadegelt schüttelte entsetzt den Kopf. »Nein! Um Gottes willen, nein!«

Der blonde Mordroboter näherte sich ihm mit unbewegter Miene. Mitleid? So etwas kannte Tim Tiger nicht mehr. Er war zu einer Marionette der Hölle geworden. Die Mächte der Finsternis beherrschten ihn, erfüllten ihn mit schwarzem, unseligen Leben und führten ihn.

Der Trainer wich zurück. Er dachte, die Tür hinter sich zu haben. Als er gegen die Mauer stieß, brach ihm der kalte Schweiß aus allen Poren.

Der Zombie streckte die Hände nach seinem Manager aus.

Boom Nadegelt wirbelte zur Seite. Er riß die Tür auf und stürmte aus dem Umkleideraum. Der Untote folgte ihm.

Sein Auftrag lautete, den Mann zu töten, und er würde ihn ausführen.

Rechts neben der Tür stand ein Schrank. Hanteln lagen auf den Ablagefächern. Der Zombie packte eine und warf sie dem Fliehenden nach.

Das schwere Wurfgeschoß verfehlt den Trainer knapp. Der Untote schleuderte bereits das nächste. Wieder sauste es haarscharf an Nadegelt vorbei.

Der Mann schlug einen Haken, als die Hantel auf den spiegelnden Parkettboden krachte. Noch einmal holte der Boxer vom Wurf aus, und diesmal traf er.

Nadegelt spürte einen Schlag und konnte sich nicht auf den Beinen halten. Er brüllte auf, stolperte noch zwei Schritte weiter und schlug lang hin.

Doch die Todesangst und das nackte Grauen ließen ihn den Schmerz überwinden. Er quälte sich auf die Beine und wollte die Flucht fortsetzen, aber da war der Zombie bereits heran.

Yora trat aus dem Umkleideraum. Der Blutornat war verschwunden. Sie trug jetzt wieder ein schlichtes Kleid.

»Hilfe!« brüllte der Trainer. »Hiiilfeee!«

Doch es war niemand mehr da, der ihm beistehen konnte. Alle Sportler hatten die Boxschule verlassen, und von Yora hatte Boom Nadegelt keine Hilfe zu erwarten.

Er flehte sie aber trotzdem an, den Zombie zurückzurufen.

Aber Yora lachte nur und sagte eisig: »Töte ihn, Tim Tiger! Mach auch aus ihm einen Zombie!«

Die Hände des Boxers legten sich um Nadegelts Hals.

»Tim!« krächzte der Manager verzweifelt. »Tu's nicht! Ich bin… ich bin doch dein Freund!«

Das stimmte nicht mehr. Er war der Freund des Champions gewesen, doch Vergangenes zählte für Tim Tiger nicht mehr. Er lebte nun ein neues, anderes Leben, in dem es den Begriff Freundschaft nicht mehr gab.

Der Druck der großen Hände wurde immer stärker. Nadegelt sank auf die Knie, und Tim »Tiger« Huitgaacht beugte sich über ihn und nahm ihm auf eine Weise das Leben, die ihn ebenfalls zum Zombie machte.

»Gut«, sage Yora zufrieden. »Sehr gut. Folgt mir!«

Die Untoten richteten sich langsam auf. Kreideweiß waren ihre Gesichter, und ihre gebrochenen Blicke starrten in die Ewigkeit.

***

Wim Kabel war begeistert. Dieser Gnom mußte schwachsinnig gewesen sein. Anders konnte sich der Holländer nicht erklären, daß der Kleine so leichtsinnig gewesen war.

Cruv hatte sich ihm ausgeliefert. Buchstäblich aufgedrängt hatte er sich ihm, und das noch dazu mit einer prall gefüllten Brieftasche.

Wenn das nicht irre war.

Nun, Wim Kabel sagte sich, man solle über Tote nicht schlecht reden, und tot mußte der Gnom inzwischen ja sein. Ertrunken in diesem tiefen Keller. Ein nasses Grab hatte der Kleine dort gefunden.

Kabel grinste. Er hatte Pläne. Seit ihm der magische Ring gehörte, fühlte er sich großartig. Der Ring war eine unscheinbare, jedoch gefährliche Waffe, mit der er sich allerorts Respekt verschaffen konnte.

Doch Respekt allein war ihm zuwenig. Wim Kabel wollte gut verdienen, wollte reich werden.

Bislang hatte ihm das Startkapital gefehlt, aber dank Cruvs Dummheit besaß er ein kleines Vermögen, das er in Heroin anlegen wollte.

Kein Geschäft war einträglicher als der Handel mit Drogen. Er wußte, wo er den Stoff mit großem Gewinn verhökern konnte.

Man würde ihm das Zeug aus den Händen reißen. Aber die Leute, die den Schnee hatten, lieferten nur gegen Barzahlung.

Daran hatte es bisher gehapert, doch nun besaß Kabel das nötige Kleingeld, um in die Drogenszene einsteigen zu können.

Er war nach Hause gefahren, nachdem er Cruv ausgeschaltet hatte. Seither wanderte er im Wohnzimmer seines kleinen Hauses nervös auf und ab und rief alle zehn Minuten eine bestimmte Nummer an.

Doch keiner der Heroinhaie hob ab. Sie waren unterwegs.

Oder hatte die Polizei sie geschnappt? Das wäre ärgerlich gewesen, denn eine andere Quelle kannte Wim Kabel nicht.

Er hätte sich erst lange umhören müssen, und so einfach war es

nicht, eine gute Adresse zu kriegen.
Kabel breitete die Geldscheine auf dem Wohnzimmertisch aus und erfreute sich an ihrem Anblick. Er nahm eine Banknote auf und ließ sie an seinem Ohr knistern.
»Das ist Musik!« sagte er grinsend. »Eine richtige Symphonie, und ich bin der Dirigent.«
Er ging zum Telefon und wählte wieder die heiße Nummer, doch am anderen Ende blieb es still.
»Mist!« murmelte er.
Jemand läutete an der Tür. Kabel zuckte zusammen. Das Geld! Er mußte es schnell verschwinden lassen. Wohin damit? Er raffte es zusammen und warf es in eine Schublade des Wohnzimmerschranks, dann rief er: »Ja! Ich komm' schon!«
Die Glocke verstummte nicht.
»Verflucht noch mal, ja!« schrie Kabel.
Er verließ das Wohnzimmer, und als er die Haustür öffnete, erblickte er Rud Gingeest, einen Bekannten. Gingeest bildete sich ein, sie wären Freunde, aber das stimmte nicht, denn Kabel hatte etwas gegen Süchtige wie Rud Gingeest.
Wim Kabel wollte nur durch die Junkies reich werden. Ihr Geld würde ihm recht sein, ihre Freundschaft jedoch nicht.
»Rud«, sagte Kabel. »Sag mal, hast du'n Knall? Warum läutest du Sturm?«
Gingeest schnupfte auf und zog den Handrücken unter der Nase durch. Er wirkte fahrig, und ihm schien kalt zu sein.
Entzugserscheinungen, dachte Kabel.
»Entschuldige, Wim«, sagte Rud Gingeest und lachte gekünstelt. »Ich wollte dich nicht ärgern. Ich kam zufällig vorbei und dachte, ich schau' mal bei dir rein.«
Wim Kabel war davon überzeugt, daß Rud nicht die Wahrheit sagte, aber er ließ ihn ein.
»Wie geht's, wie steht's?« fragte Gingeest und ließ sich in einen Sessel fallen. Er wollte heiter, locker und gelöst wirken, doch Wim Kabel sah ihm an, daß er schwere Probleme hatte.
Wieder wischte er über seine Nase. »Was machst du immer? Bist so selten zu Hause.«
»Stimmt ja gar nicht.«
»Ich habe dich gestern angerufen, und vorgestern - und heute. Nie warst du da.«
»Da war ich eben mal kurz weg.«
»Hast du von Rico gehört? Sie haben ihn eingelocht. Ausgerechnet ihn mußten sie erwischen. Er schuldet mir fünftausend Gulden. Jetzt kann ich lange warten, bis ich die kriege.«
Gingeests unsteter Blick wanderte durch das Wohnzimmer. Er schien

etwas zu suchen.
Als er wieder Wim Kabel ansah, lachte er nervös. »Das hat man davon, wenn man ein gutes Herz hat, Rico kam zu mir, weil er verdammt in der Klemme saß. Er hatte Glück, ich war gerade flüssig. Nun ist er im Knast - und *ich* sitze in der Klemme. So spielt das Leben. Dir scheint es gut zu gehen.«
»Einigermaßen«, sagte Kabel.
»Das freut mich«, bemerkte Gingeest und nickte.
Kabel wußte, daß der Kerl ihn anpumpen würde. Gingeest schien nur noch nicht zu wissen, wie er damit herausrücken sollte.
»Du siehst prima aus«, sagte Rud Gingeest.
»Ich bin zufrieden.«
Gingeest kratzte sich hinter dem Ohr und rutschte auf dem Sessel hin und her. »Hör mal, du… du könntest mir nicht vielleicht mit ein paar Hundertern aushelfen? Du würdest das Geld bestimmt noch in dieser Woche zurückbekommen. Ein idiotischer Engpaß. Wenn sie Rico nicht hopsgenommen hätten, befände ich mich nicht in dieser Verlegenheit. Ich denke, ich werde Ricos Bruder zur Kasse bitten, sobald er aus Brüssel zurückkommt.«
Wim Kabel musterte den Süchtigen emotionslos. »Weißt du, was ich glaube, Rud? Daß du in deinem ganzen Leben noch keine fünftausend Gulden besessen hast.«
»Oh, Mann, da kennst du deinen Freund Rud aber schlecht.«
»Wir sind keine Freunde.«
»Ich hatte sogar zehn Riesen. Hast du von dem Überfall auf den Geldboten der Möbelfabrik gelesen? Da war ich dabei. Aber das bleibt unter uns. Ich kann mich doch auf deine Verschwiegenheit verlassen, nicht wahr?«
»Genauso wie darauf, daß du von mir kein Geld kriegst«, sagte Wim Kabel grinsend.
»Nun, wenn du selbst schwach bei Kasse bist…«
»Bin ich nicht. Mir geht es ums Prinzip. Ich leihe keinem Süchtigen Geld. Du würdest dir sofort Stoff kaufen…«
»Wim, es kann dir doch egal sein, was ich mit dem Geld mache.«
»Dann setzt du dich auf irgendeine Toilette, erwischst eine Überdosis, und ich kann meine Hunderter in den Schornstein schreiben.«
»Okay, okay, Wim«, sagte Gingeest versöhnlich. »Ich kann dich nicht zwingen, mir aus der Patsche zu helfen, und ich nehme dir das nicht weiter übel. Jeder Mensch hat eben so seine Grundsätze. Das belastet unsere Freundschaft nicht. Ich kann verstehen, daß du vorsichtig bist. So leicht verdient man sich sein Geld schließlich nicht. Hast du Bier im Haus? Spendierst du mir eine Dose?«
»Meinetwegen«, sagte Wim Kabel unfreundlich. »Aber anschließend verschwindest du. Ich habe heute eine Menge vor.«

»Klar, Wim, klar. Ich zische das Bier und bin schon 'ne Wolke.«

Kabel verließ das Wohnzimmer. Kaum war er draußen, da sprang Rud Gingeest auf und lief zum Wohnzimmerschrank.

Eine der Laden war nicht ganz geschlossen, und eine Banknote lugte heraus. Die wollte sich Gingeest holen.

Um den Geldschein nicht zu zerreißen, zog er die Lade weiter auf, und plötzlich bekam er Stielaugen, denn in der Lade lag ein kleines Vermögen.

Mich trifft der Schlag! dachte Rud Gingeest. Dieser elende Geizkragen schwimmt in Geld, und mir leiht er nicht einmal ein paar Hunderter. Junge, Junge, dafür muß ich dich bestrafen.

Blitzschnell faßte Gingeest in die Lade. Seine Finger schlossen sich wie Greifzangen, und er stopfte hastig in die Tasche, was er erwischt hatte.

Daß dabei ein Schein zu Boden segelte, merkte er nicht. Er vernahm Kabels Schritte, stieß die Lade zu und setzte sich schnell.

Kabel brachte zwei Bierdosen.

»Eiskalt. Wunderbar«, sagte Rud Gingeest und lachte mit kratziger Stimme.

Wassertröpfchen glänzten auf der Dose, die Gingeest rasch öffnete.

Während Kabel eine Bierdose aufriß, schaute er zu jener Lade, in der er Cruvs Geld aufbewahrte. Ihm war vorhin aufgefallen, daß er die Lade in der Eile nicht ganz geschlossen hatte, und daß eine Banknote zu sehen war.

Jetzt war sie verschwunden, die Lade zu!

Und auf dem Boden lag ein Geldschein. Das ließ nur einen Schluß zu…

Wut brodelte in Wim Kabels Adern. Dieser verfluchte schleimige Kerl hatte ihn bestohlen! Er ließ sich seinen Zorn nicht anmerken. Er trank sein Bier, als wäre alles in bester Ordnung, und nachdem Gingeest seine Dose geleert hatte, stellte er sie auf den Tisch und stand auf.

»Dann will ich dich nicht weiter aufhalten, Wim. Halt die Ohren steif. Bis die Tage mal.«

Gingeest wollte gehen, aber Kabel knurrte: »Leg es auf den Tisch, Rud!«

Der Süchtige sah ihn überrascht an. »Was meinst du?«

»Leg das Geld, das du mir gestohlen hast, auf den Tisch!« sagte Wim Kabel sehr leise. An seiner Schläfe zuckte eine Ader.

Gingeest riß entrüstet die Augen auf. »Wim, du glaubst doch nicht, daß ich dich bestehlen würde. Wir sind doch Freunde.«

»Das sind wir nicht, waren wir nie!« stelle Kabel richtig. »Her mit meinem Geld, du widerliches Stück Dreck!«

Gingeest zitterte vor Angst. Immer wieder beteuerte er, daß er einen Freund nie bestehlen würde.

Da verlor Wim Kabel die Geduld. Mit einem Wutschrei fiel er über Rud Gingeest her, und er hieb mit dem magischen Ring auf den Süchtigen ein. Die Magie des Rings verstärkte seinen Haß so sehr, daß Rud Gingeest bereits nach wenigen Schlägen tot zusammenbrach.

Schwer atmend und breitbeinig stand Wim Kabel da. »So, du Schwein, das hast du davon!« keuchte er und holte sich sein Geld wieder.

Nachdem er die Scheine in die Lade geworfen hatte, betrachtete er den Ring, und er fragte sich, ob von dem, was ihm Cruv erzählte, doch etwas wahr sein mochte. Was ihn ärgerte, war die Tatsache, daß er jetzt Unannehmlichkeiten mit der Leiche hatte.

Wohin mit ihm? fragte sich Kabel.

Ein paar Orte fielen ihm ein, wo man einen Toten unauffällig verlieren konnte. Er würde sich für einen entscheiden und anschließend auf gut Glück zu den Heroinhaien fahren.

Mürrisch packte er den Toten und schleifte ihn aus dem Wohnzimmer.

»Alt wärst du ohnehin nicht geworden«, sagte er, als wollte er Rud Gingeest trösten. »Irgendwann hättest du dir den goldenen Schuß verpaßt, und vorbei wäre es mit dem Tanz auf der Nadel gewesen.«

In der Diele ließ er die Leiche liegen. Er öffnete das Haustor und schaute sich um. Sein Wagen stand zu weit weg, deshalb verließ er das Haus und holte das Fahrzeug vor die Tür.

Dann eilte er in den Keller und kehrte mit einem alten, dreckigen, zerschlissenen Teppich zurück.

In diesen wickelte er den Toten, doch er trug ihn noch nicht hinaus. Erst öffnete er den Kofferraum und sicherte nach allen Seiten.

Nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß sich niemand für das interessierte, was er machte, lud er sich Rud Gingeest auf die Schulter und verließ mit diesem das Haus.

Er ließ die Leiche in den Kofferraum plumpsen. Ganz kurz ragte ein Bein des Toten heraus. Kabel stieß es hinein und warf den Deckel des Kofferraums zu.

Erledigt.

Daß er doch von jemandem beobachtet wurde, ahnte er nicht.

Der Mann, der sich für Wim Kabel interessierte, war Frank Esslin, der Söldner der Hölle!

***

Greg van Duik stieg in seinen Wagen. Was auf der Wunschliste seines Freundes Tom Majestyk stand, befand sich im Kofferraum.

Vor zehn Minuten hatte Tom angerufen und gesagt, wo er die Ware übernehmen wollte. Van Duik ließ den Wagen über eine alte Steinbrücke rollen.

Finster und schwarz lag das Wasser der Gracht darunter. Der Holländer dachte an die Zeit, als Tom hier gewohnt hatte. Sie hatten sich gut verstanden. Van Duik hätte das Rad der Zeit gern zurückgedreht, denn damals war er aktiver und vitaler gewesen.

Heute war er manchmal müde. Miu beklagte sich deswegen sogar hin und wieder. Dann schluckte er Aufputschmittel, um auf Touren zu kommen und Miu nicht zu enttäuschen.

Junge Freundinnen können sehr anstrengend sein…

Der Waffenhändler warf einen Routineblick in den Rückspiegel. Plötzlich ging ein Ruck durch seinen Körper.

Polizei!

Ein Streifenwagen fuhr hinter ihm. Er fragte sich, wie lange schon. War es Zufall, oder hatten es die Polizisten auf ihn abgesehen?

Ein dünner Schweißfilm legte sich auf seine Stirn. Sollten sie ihn anhalten, würde er zur Waffe greifen, denn er war so nervös, daß ihnen sofort auffallen würde, daß er Dreck am Stecken hatte.

Gespannt lenkte er den Wagen. Immer wieder schaute er jetzt in den Spiegel, und er bemühte sich, keine Fehler zu machen. Jedes Verkehrszeichen beachtete er.

Für gewöhnlich nahm er sie - wie fast jeder Autofahrer - nicht besonders ernst. Doch heute fuhr er, als würde er die Führerscheinprüfung ablegen.

Aber konnte er nicht auch durch ein überkorrektes Verhalten auffallen?

Obwohl es noch zu früh war, bog er rechts ab. Die Funkstreife auch. Greg van Duik schluckte trocken. Jetzt hatte er den Beweis, daß die Bullen hinter ihm her waren.

»Ihr werdet es verdammt schwer mit mir haben, Kameraden!« knurrte er. »Greg van Duik läßt sich nicht einsperren, der schießt sich frei!«

Seine Nerven vibrierten. Er fuhr rechts ran und griff nach seiner Kanone. Er stellte den Motor nicht ab und stieg nicht aus.

Steif wie eine Schaufensterpuppe saß er hinter dem Lenkrad. Das Seitenfenster war offen, und sobald ein Polizist seinen Kopf hier reinstecken sollte, würde er ihm mitten ins verhaßte Gesicht schießen.

Die Schrecksekunde würde er ausnützen und auch den anderen Bullen erschießen, bevor dieser auf den Tod seines Kollegen reagierte.

Der Streifenwagen verlangsamte die Fahrt. Van Duik starrte in den Spiegel und wartete mit klopfendem Herzen.

Er nagte an der Unterlippe und bebte innerlich. Das Polizeifahrzeug schob sich an seinem Wagen vorbei.

Der Beamte auf dem Beifahrersitz schaute zu van Duik herüber. Gleichgültigkeit lag in seinem Blick. Das veranlaßte den Waffenhändler, erleichtert aufzuatmen.

Falscher Alarm! dachte er und entspannte sich. Sie sind an dir überhaupt nicht interessiert, und du machst dich so idiotisch verrückt. Junge, Junge, was ist los mit dir? Deine Nerven zeigen Verschleißerscheinungen. Du fängst an, Gespenster zu sehen.

Er wartete, bis der Streifenwagen verschwunden war, dann fuhr er weiter und erreichte die Außenbezirke der Stadt.

Sein Ziel war ein Birkenhain im Westen. Hierher kamen die jungen Verliebten mit ihren Autos, wenn sie ungestört sein wollten.

Es gab zwischen dichten Büschen kleine Buchten, in die man sich zurückziehen konnte. Das seltsamste Paar, das sich je hier verabredet hatte, waren wohl Greg van Duik, der verbrecherische Waffenhändler, und Tom Majestyk, der Profikiller aus Amerika.

Der Holländer war, obwohl er nicht schnell gefahren war, früher am vereinbarten Ort als Tom Majestyk.

Van Duik stieg aus und zündete sich eine Zigarette an. Er lehnte sich an den Wagen und mußte grinsen, als ihm einfiel, wie sehr er sich wegen der Bullen aufgeregt hatte.

Ein Lichtkegel schnitt eine weiße Welt aus der Dunkelheit, stieß gegen van Duik und erlosch.

Tom! dachte der Waffenhändler und ließ die Zigarette fallen. Er trat darauf und stieß sich von seinem Fahrzeug ab.

Der Killer kletterte aus seinem Auto, und die Männer schüttelten sich die Hand. »Hast du alles?« fragte Majestyk.

Van Duik lachte verhalten. »Habe ich dich schon mal enttäuscht?« Er klappte den Kofferraumdeckel hoch, und die Innenbeleuchtung flammte auf. »Ein Revolver, Lawman Mark III, 357 Magnum, ein Jagdmesser, edelster Solingen-Stahl, eine UZI-Maschinenpistole, zwei Handgranaten… Mir bleibt nur noch Waidmannsheil zu wünschen.«

»Wieviel kriegst du?« fragte der Killer.

»Für dich habe ich einen Sonderpreis…«

»Wieviel?«

Greg van Duik nannte den Betrag, und Tom Majestyk zahlte sofort.

»Du vergißt meine Einladung nicht?« fragte der Waffenhändler, nachdem sie die Ware umgeladen hatten.

»Ich melde mich wieder«, sagte Tom Majestyk. Er schien es eilig zu haben.

»Ich warte auf deinen Anruf«, sagte der Holländer. »Was würdest du dazu sagen, wenn meine Freundin für dich ein Mädchen auftreiben würde? Eine, die bei jedem Spaß dabei ist.«

Majestyk grinste. »Ich wäre nicht abgeneigt.«

»Hast du einen besonderen Wunsch?«

»Nein. Sie braucht nur hübsch zu sein, dann bin ich schon zufrieden.«

»Und wie wär's mit ein bißchen Koks?«

Der Killer schüttelte den Kopf. »Keine Drogen, Greg. Das macht einen

schneller kaputt, als man denkt.«

»Okay, keine Drogen. Ich bin sicher, der Abend wird auch so ein voller Erfolg.«

Majestyk boxte den Holländer leicht gegen den Rippenbogen. »Vielleicht hörst du schon morgen von mir.«

»Wann immer du Zeit hast, bist du mir willkommen«, sagte der Waffenhändler.

Dann stiegen sie in ihre Wagen, und Tom, Majestyk fuhr als erster los. Jetzt hatte er, was er brauchte. Luigi Zadoras Stunden waren gezählt. Majestyk würde sich zu gegebener Zeit entscheiden, womit er die Himmelfahrt des Italo-Amerikaners einleiten würde.

***

Das Haus überragte eine graue Friedhofsmauer. Luigi Zadora stand am Fenster und blickte in Gedanken versunken auf den finsteren Totenacker.

Er hatte keine Angst vor den Toten. Man mußte sich vor den Lebenden in acht nehmen, denn sie waren gefährlich.

Niemand wußte das besser als Luigi Zadora, denn sein Bruder hatte eine steile Verbrecherkarriere hinter sich und war heute der Boß einer gefährlichen Gangsterbande.

Gino Zadoras Weg war mit Leichen gepflastert, und er bevorzugte immer noch die radikale Lösung.

Wenn ihn jemand reizte, konnte das tödliche Folgen für den Betreffenden haben, und vor seiner Abreise war Luigi Zadora besonders hart mit seinem verbrecherischen Bruder aneinandergeraten Sie hatten sich gestritten, weil Gino seinen Bruder in seine miesen Machenschaften verstricken wollte. Luigi hatte sich dafür nicht hergegeben. Gino wollte ihn zwingen.

Es kam zu einer fürchterlichen Schlägerei, in deren Verlauf Gino Zadora seinen Bruder beinahe umgebracht hätte.

Dafür schwor ihm Luigi, ihn fertigzumachen, und reiste ab. Nun befand er sich in Amsterdam und wußte, auf welche Weise er seinen Bruder erledigen konnte.

Der Schlag, den er vorhatte, sollte Gino geschäftlich das Genick brechen. Bestimmt ahnte Gino, was er vorhatte, und er würde mit Sicherheit etwas dagegen unternehmen wollen, aber Luigi Zadora war fest entschlossen, sich nicht aufhalten zu lassen.

Nebel krochen über die Gräber. Manchmal konnte man meinen, die Geister wären ihrem irdischen Gefängnis entstiegen.

Das Haus an der Friedhofsmauer hatte ein Jahr lang leergestanden, nachdem sein Besitzer auf mysteriöse Weise ums Leben gekommen war.

Luigi Zadora hatte es billig gemietet. Er wohnte nicht gern in Hotels.

Seine Gedanken kehrten von weither zurück. Er wollte sich von der Vergangenheit trennen. Was er früher getan hatte, war nicht immer ganz sauber gewesen, aber er konnte reinen Gewissens behaupten, daß er im Vergleich mit seinem Bruder geradezu ein Heiliger war.

Heute nacht sollte für Luigi Zadora die Zukunft beginnen.

Ein neues Leben wartete auf ihn. Ein Leben mit Wanda, die er jetzt erwartete. Er liebte Wanda, und sie liebte ihn.

Er hatte sie gebeten, alle Brücken hinter sich abzubrechen, wie er es getan hatte, und ihm nach Amsterdam zu folgen.

Zadora blickte auf seine Uhr. Eigentlich hätte Wanda schon hier sein müssen. Er wandte sich vom Fenster ab und zog die dicken Übergardinen zu. Der Ausblick auf den Friedhof würde Wanda nicht gefallen, aber Luigi Zadora hatte nicht die Absicht, sich für immer hier niederzulassen.

Sie würden gemeinsam beschließen, wohin sie von hier aus gehen wollten.

Zadora begab sich zur Hausbar und nahm sich einen Drink. Ein Wagen hielt vor dem Haus. Das mußte Wanda Haddow sein.

Zadora - er sah aus wie der typische Italiener, war nicht sehr groß, schwarzhaarig und hatte romanische Züge - nahm einen Schluck vom Kognak und stellte den Schwenker auf den Couchtisch.

Es läutete. Als Zadora öffnete, fiel ihm Wanda um den Hals und küßte ihn voller Übermut.

Er lachte, hob sie hoch und trug sie ins Wohnzimmer. Er drehte sich dabei mehrmals, als würde er mit ihr tanzen.

»Herzlich willkommen!« sagte er grinsend und stellte sie neben der Hausbar ab.

Der Taxifahrer schleppte Wandas Gepäck ins Haus. Luigi Zadora bezahlte den Fahrpreis und gab dem Mann ein großzügiges Trinkgeld.

Als sie allein waren, goß Zadora einen zweiten Kognak ein, und dann stießen sie auf ihr Wiedersehen an.

»Hat Gino versucht, dich abzufangen?« fragte Luigi - Zadora mit finsterem Blick.

Wanda verneinte.

»Glaubst du, daß dir jemand gefolgt ist?«

»Ich habe niemanden bemerkt«, sagte Wanda Haddow. Sie war blond und blauäugig; das schönste Mädchen, das Luigi Zadora je kennengelernt hatte.

Er wollte wissen, wie ihr das Haus gefiel.

»Es hat nur einen Fehler: Es steht zu nah am Friedhof. Ansonsten könnte ich mich hier sehr wohl fühlen.«

»Wir bleiben nicht hier. Es ist eine Zwischenstation auf unserer Reise in eine glückliche Zukunft. Heute nacht hole ich mir das Startkapital.«

Wanda wurde ernst, über ihre strahlendblauen Augen schien sich ein

trüber Schleier zu senken. Sie wußte, was Luigi vorhatte, und sie war damit nicht einverstanden.
»Laß es sein, Luigi«, bat sie ihn eindringlich.
Für gewöhnlich schlug er ihr keine Bitte ab, doch diesmal blieb er hart. Energisch schüttelte er den Kopf. »Es muß sein, Wanda.«
»Es ist zu gefährlich.«
»Gino haßt mich wie seinen größten Todfeind. Wenn wir in Frieden leben wollen, muß ich ihm einen Schlag versetzen, von dem er sich nicht mehr erholt. Er muß so viele Schwierigkeiten an den Hals kriegen, daß er keine Zeit hat, daran zu denken, uns mit seinem Haß zu verfolgen. Wie du weißt, schuldet er hiesigen Heroinhaien eine dreiviertel Million Dollar. Er hat sein ganzes Geld zusammengekratzt, weil die holländischen Geschäftspartner bereits unruhig und ärgerlich geworden sind. Wenn ich Ginos Boten ausraube, schuldet mein Bruder den Holländern weiterhin das Geld. Es wird ihm unmöglich sein, so viel noch einmal aufzutreiben. Damit ist er erledigt.«
»Was werden die Holländer tun?«
»Sie werden versuchen, Gino zu töten. Er wird für den Rest seines Lebens vor den Killern auf der Flucht sein, und wir werden Ruhe vor ihm haben.«
»Ich habe Angst, Luigi.«
Er küßte sie. »Sei unbesorgt. Ich weiß, daß ich es schaffen werde. Morgen früh überlegen wir uns gemeinsam, in welchem Land wir leben wollen. Wie würde dir Frankreich gefallen? Ein Haus an der Côte d'Azur…« Wanda versuchte alles, um ihn von seinem gefährlichen Vorhaben abzubringen, doch er blieb dabei. Noch in dieser Nacht würde er zum vernichtenden Schlag gegen seinen Bruder ausholen. Gino hatte es nicht anders haben wollen.

***

Frank Esslin, der Söldner der Hölle, in Amsterdam!
Das kam nicht von ungefähr, war kein Zufall. Der Mann, der einst an der Seite Tony Ballards für das Gute gekämpft hatte, stand heute unter dem Schutz Yoras, und er unternahm alle Anstrengungen, mit seinen Taten die Aufmerksamkeit der Führer der schwarzen Macht auf sich zu lenken.
Es gab nichts, was er nicht getan hätte, um sich um die Hölle verdient zu machen, denn er war ehrgeizig und wollte keinesfalls das bleiben, was er heute war - ein Mensch.
Sein Ziel war die Dämonenweihe, darauf arbeitete er hin, denn dann brauchte er Yoras Schutz nicht mehr. War er erst einmal selbst ein Dämon, würde er bald stärker sein als die Totenpriesterin, und er würde nie wieder einen Befehl von ihr entgegennehmen.
Zur Zeit mußte er noch den Mund halten und gehorchen. Es fiel ihm

nicht immer leicht, aber er zwang sich zu Disziplin und Gehorsam, um seine Verbündete nicht zu verärgern, denn wer sich mit einem Dämon verfeindet, ist so gut wie tot.

Welchen Befehl ihm Yora auch immer erteilte, er führte ihn aus. Manchmal kam er sich vor wie ein dressierter Hund.

Aber Vorsicht, Yora! Auch dressierte Hunde können beißen!

Die Dämonin lenkte ihn nach ihrem Gutdünken. Sie nahm ihn, den verletzbaren Menschen, mit in andere Welten und hatte ihn oft in unverantwortlicher Weise großen Gefahren ausgesetzt.

Wenn er sich beklagte, sagte sie, es geschehe, um seine Kampfkraft zu stählen, und im übrigen wisse sie, was sie ihm zumuten könne.

»Und was ist, wenn ich einmal Pech habe?« wagte er einmal zu fragen.

Daraufhin sah ihn die Totenpriesterin mit einem Blick an, den er nie vergessen würde, und antwortete: »Dann war jede Minute, die ich dir widmete, verschwendet.«

Auch die Dämonin mit dem Seelendolch hatte in Erfahrung gebracht, welchen Weg Tony Ballards Ring genommen hatte, und da Frank Esslin den magischen Ring besitzen wollte, schickte ihn Yora nach Amsterdam.

Sie sagte, sie würde später zu ihm stoßen. Die Informationen, die er von der schönen Totenpriesterin erhalten hatte, führten ihn bis vor Wim Kabels Haus.

Das Ziel war in greifbare Nähe gerückt. Der einstige WHO-Arzt glaubte, nur noch die Hand ausstrecken zu müssen, und schon gehörte der magische Ring seines früheren Freundes ihm.

Selbstverständlich hatte Frank Esslin nicht die Absicht, Wim Kabel Geld für den wertvollen Ring zu bieten.

Der Mann würde von ihm eine Kugel bekommen, und zwar genau zwischen die Augen.

Da der Holländer nicht allein war, wartete Esslin. Er brauchte kein Publikum, wenn er Kabel tötete.

Der Söldner der Hölle wartete ungeduldig darauf, daß der Mann, der zu Wim Kabel gekommen war, wieder ging, doch bald darauf sah er, daß der Besucher nicht mehr gehen konnte, sondern von Wim Kabel getragen werden mußte.

Frank Esslin wußte nicht, was sich in Kabels Haus ereignet hatte, aber es entlockte ihm ein Grinsen, als er sah, daß Kabel einen Mord begangen hatte.

Nun, der Holländer würde sein Opfer nicht lange überleben.

Als Kabel den Toten in den Kofferraum seines Wagens plumpsen ließ, rutschte Frank Esslin hinter dem Lenkrad tief nach unten, um nicht entdeckt zu werden.

Kabel stieg in sein Fahrzeug und fuhr los. Nun griff Frank Esslin zum

Zündschlüssel und startete den Motor.
Es war ihm egal, ob er den Holländer hier oder anderswo tötete. Wichtig war ihm nur eines - daß er Tony Ballards Ring so bald wie möglich an den Finger bekam, denn damit kletterte er auf der höllischen Karriereleiter gleich mehrere Sprossen auf einmal höher.
Kabel fuhr Richtung Nieuwe Meer. Er kannte dort eine aufgelassene Ziegelfabrik. Bis man Rud Gingeest dort fand, würde er nicht mehr zu erkennen sein.
Daß ihm jemand folgte, fiel ihm nicht auf. Er war nicht allein auf der Straße, und die Scheinwerferpaare, die hinter ihm in der Dunkelheit hingen, beunruhigten ihn nicht.
Er bog an der nächsten Kreuzung ab und nahm Kurs auf das einsame, abgelegene Fabrikgelände.
Sobald er es erreicht hatte, blickte er sich aufmerksam um. Er stieg schließlich aus und vergewisserte sich abermals, daß niemand in der Nähe war. Erst dann begab er sich zum Kofferraum und klappte den Deckel hoch.
Er hob die Teppichrolle ächzend aus dem Wagen, warf sie sich über die Schulter und stapfte damit durch hohes Unkraut.
Die verfallenen Gebäude waren flach und wie ein Vierkanthof angeordnet. Schlanke Schlote stachen wie Nadeln in den Nachthimmel.
Wim Kabel verschwand mit seiner Last in einem der Gebäude. Er kippte den Toten ab, griff mit beiden Händen nach dem Teppichrand, und als er diesen mit einem kraftvollen Ruck hochriß, rollte Rud Gingeest heraus.
Die Leiche hatte so viel Schwung, daß sie vor der rostigen Eisentreppe, die steil nach unten führte, nicht liegenblieb, sondern diese auch noch hinunterpolterte.
Kabel wartete, bis der Tote unten aufschlug, dann drehte er sich um.
Frank Esslin hatte dem Holländer nicht bis zu dem Gebäude folgen können. Er wollte nicht, daß der Mann mit dem Teufelsring ihn vorzeitig bemerkte, deshalb verließ er seinen Wagen bereits am Beginn des weitflächigen Areals.
Mit gezogener Walther PPK - einst war sie mit geweihten Silberkugeln geladen gewesen - huschte der Söldner der Hölle durch die Dunkelheit.
Er mied den unbefestigten Weg, damit der Sand nicht unter seinen Schuhen knirschen konnte, lief durch knöchelhohes Gras und erreichte einen dunklen Backsteinbau.
Von Wim Kabel sah und hörte er nichts, aber er war zuversichtlich, den Mann zu finden. Er würde ihm eiskalt entgegentreten, nicht viel reden, sondern sofort schießen.
Keine Chance sollte der Holländer haben.

Dann würde der Ring endlich ihm gehören. Frank Esslin konnte es kaum noch erwarten, sich den Goldreif an den Finger zu stecken. Es würde sein erster großer Triumph über Tony Ballard sein.

Mit langen, geschmeidigen Sätzen lief Frank Esslin weiter. Er erreichte die Gebäudeecke und entdeckte Wim Kabels Wagen. Die Beleuchtung war abgeschaltet. Fahles Mondlicht schimmerte auf dem Autodach.

Ein grausames Lächeln huschte über Frank Esslins Gesicht. Ihm selbst wäre es undenkbar gewesen, daß er eines Tages die Fronten wechseln würde, aber es war geschehen, und eine Umkehr kam für ihn nicht mehr in Frage.

Er wollte den eingeschlagenen Weg weitergehen, aufsteigen in er Hierarchie der Hölle und stark und mächtig werden. Um das zu erreichen, war er bereit, jedes Opfer zu bringen.

Er hatte noch schätzungsweise hundert Meter bis zu Wim Kabels verwaistem Wagen. Dort würde er auf den Holländer warten und ihn mit einer schnellen Kugel ins Jenseits befördern.

Jeder Mord wurde ihm auf seinem Höllenkonto gutgeschrieben, das wußte er. Im Reich der Finsternis zählten andere Werte.

Als Frank Esslin zwanzig von den hundert Metern zurückgelegt hatte, tauchte Wim Kabel wieder auf.

Der Söldner der Hölle zerbiß einen Fluch zwischen den Zähnen und sprang augenblicklich in Deckung.

Der Holländer warf den nunmehr leeren Teppich in den Kofferraum, drückte den Deckel zu und stieg in das Fahrzeug.

Verdammt! durchfuhr es Frank Esslin. Er war noch zu weit weg von Wim Kabel.

Hatte es einen Zweck, weiterzulaufen? Der Holländer würde bestimmt gleich abfahren. Was sollte er noch hier? Den Toten war er losgeworden.

Da knurrte bereits der Motor des Fahrzeugs. Esslins kalte Wut hämmerte zwischen den Schläfen. Er wandte sich in großer Eile um und hetzte zu seinem Mietwagen zurück.

Wenn nicht hier, mußte er Wim Kabel woanders erledigen. Es ärgerte ihn, daß er es nicht mehr geschafft hatte. Der Ort wäre bestens geeignet gewesen.

Völlig außer Atem erreichte der Söldner der Hölle sein Fahrzeug. Er ließ sich hinter das Lenkrad fallen und stieß den Schlüssel ins Zündschloß. Der Anlasser mahlte zweimal, dann sprang der Motor an, und Esslin wagte sich nun doch auf das Gelände der Ziegelfabrik.

Er fuhr ohne Licht, fuhr so schnell, wie er es verantworten konnte. Wenn er den Mann mit dem Teufelsring aus den Augen verloren hätte, wäre er vor Wut geplatzt.

Sobald er Kabels Fahrzeug sah, nahm er Gas weg. Der Holländer

verließ das Areal, und Frank Esslin hing wieder hinter ihm.
Aber Wim Kabel fuhr nicht nach Hause. Er machte einen Bogen, überquerte die Amstel und steuerte den Amsterdam-Rhein-Kanal an.
Der Mistkerl macht mit mir eine Stadtrundfahrt bei Nacht! ärgerte sich Frank Esslin, und er wünschte, Yora wäre bei ihm gewesen.
Sie hätte dieses Katz- und-Maus-Spiel erheblich abgekürzt, doch Esslin hatte keine Ahnung, wo sich seine dämonische Verbündete zur Zeit aufhielt.
Sie ging hin und wieder ihre eigenen Wege, ohne ihm zu sagen, was sie vorhatte. Sie war ihm keine Rechenschaft schuldig. Er war schließlich nur ein schwacher Mensch, dessen sie sich bediente. Er konnte sich bestenfalls als Yoras Handlanger bezeichnen, und das ärgerte ihn.
Vielleicht befand sich Yora schon in Amsterdam. Er würde von ihr hören wenn sie es für richtig hielt. Sie würde auf telepathischem Wege mit ihm Kontakt aufnehmen.
Bis dahin war er auf sich allein gestellt, und es wäre ihm eine Genugtuung gewesen, ihr zu beweisen, daß er auch ohne sie erreichte, was er wollte.
Wim Kabel stoppte beim Kanal, und aus sicherer Entfernung beobachtete Frank Esslin, wie sich der Holländer auf ein großes Hausboot begab.
Der Söldner der Hölle stieg aus und pirschte sich näher heran. Er wußte nicht, daß es sich um ein Wespennest handelte.

***

Sie nannten ihn Pronto. Seinen richtigen Namen kannte kaum jemand. Vielleicht hatte er ihn sogar selbst schon vergessen. Er hörte auf Pronto, weil er einen Körper wie ein Saurier hatte. Plump und schwerfällig, mit einem zu kleinen Kopf.
Kalt und seelenlos wie Eiskugeln glitzerten seine Augen. Er hatte klein angefangen im Drogengeschäft. Heute war er ein Mann, durch dessen Finger ein Großteil des Rauschgifts lief, das in Amsterdam angeboten wurde.
Er hatte sogar einträgliche Geschäftsverbindungen nach Übersee - zu Gino Zadora zum Beispiel, obwohl es ihn schon ein wenig reute, diesen beliefert zu haben.
Die ersten Sendungen hatte Zadora prompt bezahlt, aber dann hatte der Italo-Amerikaner Schwierigkeiten mit der Narcotic Squad gehabt, und von diesem Tiefschlag schien er sich immer noch nicht erholt zu haben, obwohl er *am* Telefon unbekümmert und optimistisch klang.
Ein einziges Mal nur war Pronto von seinem Prinzip abgegangen, nur gegen bare Kasse zu liefern, und schon war er hereingefallen.
Er mußte Zadora mehrmals massiv drohen, ehe dieser sich bequemte,

einen Geldboten loszuschicken, den Pronto noch heute erwartete.

Sollte der Mann aus irgendwelchen Gründen nicht eintreffen, würde sich Pronto überlegen, ob er nicht ein paar Freunde anrufen und sie bitten sollte, sich in einer ganz speziellen Art um Gino Zadora zu kümmern.

Man durfte es sich mit Pronto nicht verscherzen. Nicht einmal dann, wenn man im fernen Chicago lebte. Im Zeitalter der Düsenflugzeuge waren auch solche Entfernungen binnen weniger Stunden überwunden.

Fett, schwitzend und eine dicke Zigarre paffend, saß Pronto an seinem Schreibtisch. Jemand klopfte an die Tür.

»Ja!«

Einer von Prontos Vertrauten trat ein.

»Was gibt's? Ist der Amerikaner eingetroffen?«

»Nein, Pronto. Ein Typ namens Wim Kabel möchte dich sprechen.«

Bis vor kurzem hatte Pronto einen Mann dieses Namens nicht gekannt, doch inzwischen hatte der Bursche von sich reden gemacht. Man nannte ihn den Mann mit dem Teufelsring.

»Und? Was will der Kerl?« fragte Pronto.

»Er möchte Stoff kaufen«, sagte dieser.

»Stoff kaufen?« echote Pronto. »Hat er Geld?«

»Er sagt ja.«

»Laß ihn rein, aber bleib in der Nähe.«

»In Ordnung, Boß.«

Der Vertraute zog sich zurück, und Wim Kabel trat ein. Pronto musterte ihn interessiert. Sein Interesse richtete sich vor allem auf den goldenen Ring, den der Mann trug.

Er erhob sich nicht, um Kabel zu begrüßen, dafür war ihm der Mann zu unwichtig. Er nickte mit seinem kleinen Kopf und sagte: »Sie sind also Wim Kabel, der Mann mit dem Teufelsring. Ich habe in letzter Zeit viel von Ihnen gehört.«

»Und ich von Ihnen, allerdings nicht nur in letzter Zeit«, sagte Wim Kabel lächelnd. Er trat näher. »Ich wollte immer schon mit Ihnen ins Geschäft kommen, aber mir fehlte es bisher stets am nötigen Kleingeld.«

»Hat sich das inzwischen geändert?«

»Erheblich«, sagte Wim Kabel und hob wichtigtuerisch die Augenbrauen. Er wies auf den Stuhl, der vor dem Schreibtisch stand. »Darf ich mich setzen?«

Pronto nickte. »Nun mal ehrlich. Man hört die verrücktesten Dinge über diesen Ring, aber es befinden sich nicht tatsächlich Zauberkräfte in ihm, nicht wahr? Sie haben dieses Gerücht geschickt in Umlauf gebracht. Heute hält Sie jedermann in Amsterdam für etwas Besonderes, weil Sie den *Teufelsring* am Finger tragen.«

»Es ist kein Gerücht, daß in meinem Ring geheimnisvolle Kräfte stecken.«

Pronto lachte. »Ich glaube Ihnen dieses Märchen nicht.«

»Ich kann mir die Zauberkraft selbst nicht erklären, aber sie ist vorhanden«, behauptete Wim Kabel.

»Und wie macht sie sich bemerkbar?«

»Der Ring verstärkt meine Eigenschaften. Wenn ich zum Beispiel hasse, vervielfacht er diesen Haß auf rätselhafte Weise.«

Pronto lächelte ungläubig. »Glauben Sie selbst daran? Ich kann es mir nicht vorstellen.«

»Möchten Sie einen Beweis?«

»Wären Sie dazu bereit?«

»Jederzeit.«

Der Rauschgifthai, der wie ein Saurier aussah, rief seinen Leibwächter herein. »Ich möchte, daß du dich für einen kleinen Test zur Verfügung stellst.«

»Was soll ich tun?« fragte Prontos Vertrauter.

»Schlag diesen Mann zusammen. Er behauptet, in seinem Ring würden sich tatsächlich Zauberkräfte befinden.«

»Okay, Boß«, sagte der Leibwächter und wandte sich Wim Kabel zu.

Dieser hob die Fäuste und wartete auf den Angriff des Gegners. Der Leibwächter stürzte sich auf ihn. Blitzschnell war er, und seine Fäuste waren hart wie Granit.

Kabel konterte. Er verfehlte den Mann mit der Rechten, erwischte ihn mit der Linken und sprang zurück.

Der Leibwächter setzte nach. Er verpaßte Kabel, der nicht schnell genug reagiert hatte, einen Schlag in die Magengrube.

Kabel krümmte sich und japste mit aufgerissenem Mund nach Luft.

Sein Gegner glaubte, ihn bereits geschafft zu haben. Sein Handkantenschlag sollte Kabel niederstrecken, doch diesem Treffer entging Wim Kabel, und gleich darauf brachte er den magischen Ring zum erstenmal ins Ziel.

Hinter dem Schlag steckte nicht allzuviel Kraft. Dennoch stöhnte der Leibwächter auf, und der nächste Treffer warf ihn gegen die Holzwand des Hausboots.

Verdattert starrte er auf den magischen Ring, doch Wim Kabel war mit seiner Demonstration noch nicht fertig.

Der Mann hatte ihn geschlagen, und die Schmerzen wollte er dem Kerl zurückgeben.

Kabels Hand schoß vor. Diesmal war es die Linke. Er packte den Gegner, riß ihn an sich und wirbelte mit ihm herum, und dann preßte er dem Mann den schwarzen Stein des Rings gegen die Schläfe.

Prontos Vertrauter brüllte auf. Verblüfft sprang der Rauschgifthai auf.

»Genug! Das reicht!« schrie er, und Wim Kabel ließ den Leibwächter los.

Der Mann wankte und mußte sich an Prontos großformatigem Schreibtisch festhalten.

»Reicht Ihnen diese Demonstration?« fragte Kabel, und es blitzte triumphierend in seinen Augen.

»Teufel, Dinge gibt's, die dürfte es eigentlich nicht geben«, sagte Pronto, schüttelte seiner kleinen Kopf und setzte sich wieder. Er war mächtig beeindruckt.

Sein Leibwächter taumelte aus dem Raum, als Pronto ihn hinausschickte.

»Haben Sie schon mal daran gedacht, diesen Ring zu verkaufen?« wollte Pronto wissen.

»Er ist unverkäuflich«, antwortete Wim Kabel knapp.

»Ich würde Ihnen sehr viel Geld dafür bieten.«

»Das hat man schon getan. Ich werde den Ring behalten.«

»Sollten Sie es sich anders überlegen, lassen Sie es mich wissen, ja?« sagte der Rauschgifthai. Er konnte immer noch nicht fassen, was er gesehen hatte. »Wie sind Sie an den Ring gekommen?«

»Durch Zufall.«

»Wieviel haben Sie dafür bezahlt?«

»Nicht viel mehr als den Goldpreis.«

»Damit haben Sie das Geschäft Ihres Lebens gemacht.«

»Ich möchte noch mal so ein gutes Geschäft tätigen. Diesmal mit Ihnen.«

Kabel zeigte Cruvs Geld und sagte, daß er dafür Heroin einkaufen wolle. Pronto nickte bedächtig. »Ich sehe keinen Grund, warum ich mit Ihnen kein Geschäft machen sollte.«

Er grinste Kabel wohlwollend an.

Plötzlich wurde die Tür aufgestoßen, und zwei Männer des Heroinhais führten Frank Esslin herein.

Sein Gesicht wies Schwellungen auf, und aus seinem Mundwinkel sickerte ein dünner Blutsfaden. Er starrte die kräftigen Kerle, Wim Kabel und Pronto haßerfüllt an.

Prontos Männer legten die Pistole des Söldners der Hölle auf den Schreibtisch, und Pronto erfuhr, daß Esslin sich an das Hausboot herangepirscht hatte.

»Durchsucht ihn. Ich *will* sehen, was er bei sich trägt. Legt alles auf den Tisch!«

Sie leerten seine Taschen. Pronto griff nach den Papieren.

»Dr. Frank Esslin«, sagte der Rauschgiftboß. »Ein Doktor mit einer Kugelspritze. Das ist mal was Neues.«

Esslin riß sich los, gab einem Gegner einen Tritt und knockte den zweiten mit einem unverhofften Schwinger aus.

Wim Kabel hielt sich aus der Sache raus. Was die Gangster mit dem Mann, den er nicht kannte, zu schaffen hatten, ging ihn nichts an.

Frank Esslin kämpfte hart und unerbittlich. Sein Rundschlag streckte auch den zweiten Mann nieder, und dann wollte er sich seine Waffe wiederholen, doch Pronto war schneller.

Der Heroinhai schnappte sich die Walther und richtete sie auf den Ex-WHO-Arzt. »Schluß jetzt!« zischte Pronto.

Esslin schaute in das schwarze Mündungsauge seiner eigenen Pistole und erstarrte. Er spreizte die Arme ab und entspannte sich keuchend.

»Wieso schleichst du um mein Hausboot herum?« wollte Pronto wissen.

Frank Esslins Augen wurden schmal. Er haßte es, von einer Waffe bedroht zu werden.

Da er nicht sofort antwortete, schlugen ihn Prontos Männer nieder.

»Was hast du hier zu suchen?« schnauzte der Heroinhai ihn an.

»Ich bin nicht euretwegen hier«, knirschte Frank Esslin.

Das trug ihm wieder Hiebe ein, weil Pronto es für eine Lüge hielt.

»Spiel nicht den Märchenonkel! Sag die Wahrheit!« verlangte Pronto. »Sonst drehen dich meine Männer durch den Wolf!«

»Es ist die Wahrheit! Ich will nichts von euch!«

Pronto brauchte seinen Männern nur zuzunicken. Alles andere besorgten sie in seinem Sinne.

»Mit deiner Sturheit bringst du dich ins Grab, weißt du das?« blaffte der Heroinboß. »Wer schickt dich? Für wen arbeitest du? Ist Esslin dein richtiger Name?«

»Ja.«

»Wer hat dich auf uns angesetzt?«

»Niemand. Ich bin hinter Wim Kabel her«, keuchte Frank Esslin.

Der Mann mit dem magischen Ring war überrascht.

»Was willst du von ihm?« fragte Pronto.

»Den Ring.«

»Du auch?« fragte Wim Kabel, noch mehr verwirrt.

»Wer wollte den Ring noch haben?« erkundigte sich Frank Esslin.

»Ein Winzling namens Cruv.«

»Cruv ist hier?« stieß Esslin heiser hervor. Er dachte gleich weiter. Wenn Cruv sich in Amsterdam befand, war Tony Ballard höchstwahrscheinlich auch in der Stadt. Und wo Tony war, da war auch meistens Mr. Silver.

Wim Kabel starrte Frank Esslin durchdringend an. »Du kennst den Gnom?«

»Ja, aber er ist nicht mein Freund«, gab Esslin zu.

»Seit wann bist du hinter mir her?« fragte Kabel.

»Ich habe beobachtet, wie du die Leiche fortgeschafft hast.«

»Eine Leiche?« fragte Pronto. Sein Blick pendelte zwischen Esslin und

Kabel hin und her. »Was für eine Leiche?«

Wim Kabel wußte, daß er vor Pronto keine Geheimnisse zu haben brauchte. »Rud Gingeest«, sagte er. »Ein wertloser Junkie. Er hat mich bestohlen. Dafür habe ich ihn mit dem Ring erschlagen.«

»Mann, du wirst Schwierigkeiten kriegen. Ich mache keine Geschäfte mit Leuten, die kurz vorm Knast stehen.«

»Der einzige, der dafür sorgen könnte, daß ich Schwierigkeiten kriege, ist er«, sagte Kabel und wies auf den ehemaligen WHO-Arzt. »Wenn wir ihn umlegen, ist wieder alles im Lot.«

Prontos Blick richtete sich auf Frank Esslin. Er rieb sich sein Kinn und murmelte: »Das wäre natürlich auch eine Lösung.«

***

Ich lag auf einem Grashügel und beobachtete das Hausboot. In meinem Kopf herrschte ein wahrer Gedankensturm, fast schon ein Orkan.

Nie und nimmer hätte ich mir träumen lassen, hier in Amsterdam meinen einstigen Freund Frank Esslin wiederzusehen.

Großer Gott, wie lange war es her, daß wir beide auf der Seite des Guten gekämpft hatten. Ich hatte gehofft, Frank irgendwann zurückholen zu können, doch mit jedem Tag, jeder Woche, jedem Monat nahm diese Hoffnung ab, denn Frank stand unter dämonischem Einfluß.

Ich wußte nicht, was er schon alles verbrochen hatte, seit wir uns das letztemal sahen. Er konnte inzwischen in das Höllenheer eingegliedert worden sein.

Sollte das schon passiert sein, konnte ich diesen Mann abschreiben, denn einen Frank Esslin, den Asmodis zum Dämon geweiht hatte, konnten wir mit Sicherheit nicht mehr umdrehen.

In diesem Fall war Frank für die gute Seite unwiderruflich verloren.

Natürlich, es gab Ausnahmen.

Mr. Silver war eine solche. Als Dämon geboren, hatte er sich geweigert, nach den Gesetzen der Hölle zu leben. Er hatte sich vom Bösen abgekehrt und dem Guten zugewandt, doch Frank würde das, wenn er erst einmal ein Dämon war, bestimmt nicht tun.

Für ihn gab es ja nichts Erstrebenswerteres, als ein Streiter der Hölle, und zwar ein vollwertiger, zu werden.

Es war für uns eine Riesenüberraschung gewesen, Frank vor Wim Kabels Haus zu sehen. Uns war natürlich sofort klar, was Esslin dort wollte. Er war scharf auf meinen magischen Ring!

Mich schauderte bei dem Gedanken, Frank könnte sich in den Besitz des Rings bringen, denn an seinem Finger würde diese Waffe noch mehr Unheil anrichten als bei Wim Kabel.

Wir hatten also Frank Esslin wiedergesehen und folgten ihm, womit

wir gleichzeitig auch Wim Kabel folgten, und nun waren wir hier am Amsterdam-Rhein-Kanal und beobachteten das große Hausboot, in das sich Wim Kabel begeben hatte.

Frank Esslin war inzwischen auch drin, allerdings hatte er es nicht freiwillig betreten. Ich hatte gesehen, wie ihn zwei Kerle überwältigten und abschleppten.

Die Art, wie sie mit Frank umsprangen, ließ mich unschwer erkennen, daß es sich bei diesen Leuten um Verbrecher handelte.

Frank also in den Händen von Gangstern. Das erschwerte es ihm natürlich ungemein, sich meinen Ring zu holen.

Aber es machte auch für uns die Angelegenheit schwieriger. Wir waren zu dritt. Wie viele Verbrecher sich im Hausboot befanden, entzog sich unserer Kenntnis.

Wenn wir Frank aus der Klemme halfen, würde er für kurze Zeit zu uns halten, jedoch nur so lange, wie unsere Interessen auch die seinen waren.

Danach würden wir wieder Feinde sein, und Frank würde ausschließlich seine eigenen Interessen wahrnehmen, was bedeutete, daß er sich den Ring holen und mich umzubringen versuchen würde.

Wir hatten uns verteilt. Ich sah weder Cruv noch Mr. Silver. Im Augenblick beschränkten wir uns darauf, das Hausboot zu beobachten.

Wenn wir Glück hatten, erschien Wim Kabel bald wieder, und wir konnten ihn heimlich, still und leise kassieren.

Wie Frank Esslin mit den Gangstern klarkam, war nicht unsere Sache. Sollten sie ihn ausschalten, hatte ich einen Todfeind weniger.

Andererseits konnte ich dann aber auch die Hoffnung begraben, Frank jemals wieder als Freund an meiner Seite zu haben.

Schon oft hatte ich mir überlegt, wie wir dieses Problem lösen konnten.

Sollten wir uns entschließen, Frank herauszuhauen, schaufelte ich mir damit vielleicht mein eigenes Grab.

Ich war in argen Gewissensnöten und würde auf jeden Fall meine Freunde zu Rate ziehen, ehe ich mich endgültig entschied.

Außer der Tatsache, Frank Esslin in Amsterdam wiederbegegnet zu sein, erstaunte es mich auch, daß der Söldner der Hölle allein hier war.

Für gewöhnlich hielt Yora schützend ihre Hand über meinen einstigen Freund. Tat sie das nicht mehr? Genoß Frank den Schutz der Dämonin nicht mehr? Hatte sie ihn fallengelassen?

Hatte es zwischen den beiden ein Zerwürfnis gegeben? So sehr ich das auch begrüßt hätte, ich konnte es nicht so recht glauben, denn Frank kämpfte mit verbissenem Eifer auf der Seite des Bösen. Folglich hatte Yora keinen Grund, unzufrieden zu sein, und bestimmt war Frank auch äußerst gehorsam.

Nein, ein Zerwürfnis wäre zu schön gewesen, um wahr zu sein. In so einem Fall hätte Yora mit Frank Esslin wahrscheinlich auch kurzen Prozeß gemacht und ihm die Seele aus dem Leib geschnitten, wie sie es mit vielen anderen Menschen bereits getan hatte.

Ich vernahm hinter mir das Knistern von Gras und dachte, Cruv oder Mr. Silver würden zu mir kommen.

Langsam drehte ich mich um, und dann fuhr mir ein eisiger Schrecken in die Glieder.

Ich sah einen blonden Riesen vom Typ Holzfäller.

Und was mich an diesem blassen Kerl so sehr schockte, war die Tatsache, daß er ein Zombie war!

***

»Das wird euch allen schon sehr bald leid tun!« fauchte Frank Esslin. »An mir vergreift man sich nicht ungestraft!«

Pronto nickte wieder einmal mit seinem kleinen Kopf, und eine kräftige Ohrfeige riß den Söldner der Hölle um.

»Ich werde mich rächen!« krächzte Esslin. Sein Stolz ließ es nicht zu, daß er liegenblieb. »Ich schwör's euch!«

»Ich zittere vor Angst«, sagte Pronto höhnisch.

»Das mußt du auch!« zischte Esslin. »Du ahnst nicht, was auf dich zukommt. Du wirst sterben! Ihr alle werdet sterben!«

Pronto lachte. »Ihr habt ihn zu fest auf den Kopf gehauen. Er hat den Verstand verloren.«

»Ich weiß, wovon ich rede!« preßte Frank Esslin haßerfüllt hervor. »Aber ihr könnt es euch nicht vorstellen. Die magische Kraft, die sich in Wim Kabels Ring befindet, ist nichts gegen die Macht der Hölle. Was wißt ihr schon von Teufeln und Dämonen, von anderen Welten und Dimensionen? Ich habe einen Teil davon gesehen, bin mit einer Dämonin verbündet, die euch schrecklich bestrafen wird, wenn ihr mich nicht freilaßt. Ihr Name ist Yora, und sie bringt jenen einen grauenvollen Tod, die es wagen, Hand an mich zu legen. Sie wird euch die Seelen nehmen und diese in die Hölle verbannen - und ihr werdet als Zombies weiterleben! Als Marionette des Bösen! Als lebender Leichnam!«

»Verdammt noch mal, der hat ja wirklich nicht mehr alle Latten am Zaun!« sagte Pronto. »Glaubst du im Ernst, mich mit diesem Blödsinn beeindrucken zu können? Du willst mir Angst machen, was? Aber Pronto fürchtet sich nicht! Vor niemandem! Und schon gar nicht vor deiner dämonischen Schutzpatronin. Das ist doch wohl der aufgelegteste Unsinn, den ich je gehört habe. Teufel… Andere Welten und Dimensionen… Ich, ein Zombie… Mann, du hast den Bogen überspannt. Was glaubst du, wo du hier bist? Im Kindergarten? Oder in einer Sonderschule für geistig Zurückgebliebene?«

»Du solltest meine Warnung ernst nehmen!« riet ihm Frank Esslin.

»Schafft ihn raus!« befahl Pronto. »Macht kurzen Prozeß mit dem Trottel und werft ihn in den Kanal. Aber hängt ihm einen Stein an die Beine, damit er nicht als *Zombie* auftaucht und uns noch mal auf die Nerven geht.«

Prontos Männer rissen Frank Esslin hoch.

»Das werdet ihr büßen!« schrie dieser. »Yoras Dolch ist euch gewiß!«

Ein kurzer Wink des Heroinhais genügte. Seine Männer schleppten den Söldner der Hölle hinaus, um den Befehl auszuführen.

***

Cruv hockte in einer Mulde. Er war kaum zu sehen. Dafür sah er das Hausboot um so besser. Sobald Wim Kabel herauskam, würde die Falle zuschnappen, und der Gnom von der Prä-Welt Coor hoffte, daß ihm seine Freunde gestatten würden, sich bei dem Holländer zu revanchieren.

Mit verklärtem Blick malte sich der Knirps aus, was er Wim Kabel heimzahlen würde.

Er träumte ein bißchen zu sehr, deshalb merkte er nicht, daß hinter ihm ein fahles Zombiegesicht auftauchte.

Aber plötzlich spürte Cruv die Gefahr. Sein sechster Sinn schien sie ihm zu melden. Er schnappte sich mit beiden Händen seinen Stock und fuhr herum.

Der gewichtige Boom Nadegelt griff den Kleinen knurrend an. Seine Kehle wies eine Verletzung auf, mit der man nicht leben konnte.

Deshalb war dem Gnom sofort klar, daß er es mit einem gefährlichen Untoten zu tun hatte.

Der Knirps duckte sich. Die Hände des lebenden Leichnams griffen ins Leere. Cruv federte zur Seite und schwang seinen Stock wie einen Baseballschläger, aber traf mit dem Silberknauf nicht so, wie er es beabsichtigt hatte.

Nadegelt wollte ihn packen und an sich reißen.

Cruv hieb auf seine Arme, und der nächste Schlag landete im bleichen Zombiegesicht.

Boom Nadegelt torkelte zwei Schritte zurück, kam aber sofort wieder.

Jetzt legte Cruv die Hand auf den Silberknauf und drehte diesen.

Mit einem metallischen Schnappen zuckten unten drei Spitzen aus dem Stock. Als der Knirps noch auf Coor gelebt hatte, war er mit einem Dreizack bewaffnet gewesen, dessen Spitzen sich im Tunnel der Kraft magisch aufgeladen hatten.

Tucker Peckinpah ließ sie in den harmlos aussehenden Stock einbauen, der somit zu einer wirkungsvollen Waffe gegen schwarze Feinde wurde.

Das fahle Mondlicht ließ die drei Metallspitzen blinken. Cruv stach damit auf den Zombie ein.

Er verletzte ihn an der Schulter, und das kreidebleiche Gesicht des lebenden Leichnams verzerrte sich.

Zornig hieb Nadegelt auf den Gnom ein. Er wollte ihm den Stock entreißen, doch das wußte Cruv zu verhindern.

Der Kleine war sehr ehrgeizig. So eine schmähliche Niederlage, wie er sie gegen Wim Kabel hinnehmen mußte, sollte sich nicht wiederholen.

Cruv ging voll aus sich heraus. Er kämpfte gegen den Untoten wie ein Löwe, bewies, daß er ein unerschrockener Draufgänger war.

Er legte sein kleines Herz in seine Hände, die den Stock hielten. Die Magie der Spitzen bewirkte, daß Boom Nadegelt seinen linken Arm kaum noch gebrauchen konnte.

Und mit nur einem Arm war dem Gnom nicht beizukommen.

Cruvs Gegner war durch die Verletzung behindert, und diesen Vorteil nützte der Kleine sehr geschickt.

Er flitzte an dem gewichtigen Untoten wie ein Wiesel vorbei, und ehe sich Nadegelt umdrehen konnte, stach der Kleine abermals zu.

Ein Stöhnen entrang sich der Zombiekehle.

Cruv wirbelte seinen Stock herum. Er mußte sich strecken, und er holte kraftvoll aus. Dann traf der Silberknauf den Nacken des Untoten.

Der bleiche Killer brach zusammen und wälzte sich auf den Rücken. Cruv stand sofort über ihm.

Die Dreizackspitzen zuckten nach unten. Als sie sein schwarzes Herz trafen, bäumte sich der Zombie auf, und seine zitternden Hände umklammerten den Ebenholzschaft, doch sie hielten ihn nur wenige Sekunden fest, dann erschlaffen sie und fielen seitlich herab.

»Bravo, Kleiner«, sagte Mr. Silver plötzlich hinter dem Gnom. Er hatte die Endphase des Kampfes miterlebt und hätte eingegriffen, falls es nötig gewesen wäre. »Das hast du großartig gemacht. Ich werde dafür sorgen, daß man dir die goldene Nahkampfspange verleiht. Wenn du erlaubst, piekse ich sie dir persönlich durch die Knollennase.«

Cruv drehte den Knauf in die entgegengesetzte Richtung, und die Metallspitzen verschwanden wieder im Stock.

Er keuchte noch, aber er war stolz darauf, daß er mit dem Zombie so souverän fertiggeworden war. Das gab ihm Auftrieb und entschädigte ihn für die Niederlage, die er im Keller der Hausruine einstecken mußte.

»Anstatt dumme Sprüche zu klopfen, solltest du dir lieber überlegen, woher dieser Zombie kommt«, maulte der Kleine.

»Kannst du zwei und zwei zusammenzählen, Cruv?«

»Ich denke schon.«

»Dann laß mal hören, zu welchem Ergebnis du kommst, wenn du folgendes hörst: Frank Esslin - ein Zombie…«
»Yora«, sagte der Gnom wie aus der Pistole geschossen.
»Sehr richtig, Kleiner. Ich sehe, du hast deine Schulaufgaben gemacht. Und jetzt sieh dir den Mann, den du besiegt hast, einmal genau an. Was fällt dir an ihm auf?«
»Die Halsverletzung.«
»Was schließt du daraus?«
»Daß der Mann nicht von Yora, sondern von einem Untoten zum Zombie gemacht wurde.«
»Schon wieder richtig. Kleiner, du verblüffst mich. Komm, das müssen wir sofort Tony erzählen. Hier muß sich mindestens noch ein weiterer Zombie herumtreiben. Und vielleicht auch Yora.«

***

Alberto Renda genoß Gino Zadoras vollstes Vertrauen, deshalb kam auch kein anderer als Geldbote in Frage. Eine dreiviertel Million Dollar befand sich in dem schwarzen Aktenkoffer, den Renda überbringen sollte. Sauer zusammengekratztes Geld, das Gino Zadora niemandem sonst anvertraut hätte.
Geld, das sich Luigi Zadora holen wollte, um seinem Bruder einen vernichtenden Schlag zu versetzen und mit Wanda Haddow irgendwo eine gesicherte Existenz aufbauen zu können.
Renda kam mehrmals im Jahr nach Amsterdam - entweder in Gino Zadoras Auftrag, oder privat.
Es zog ihn nicht ohne Grund so oft in die Grachtenstadt.
Mia Poelkej wohnte hier, und die schöne Kunststudentin hatte es ihm angetan. Wenn sie mit dem Studium fertig war, würde er sie mit nach Chicago nehmen.
Das war für ihn beschlossene Sache. Mit ihr hatte er darüber noch nicht gesprochen, aber er konnte sich nicht vorstellen, daß sie etwas dagegen hatte, zu ihm zu ziehen, schließlich liebte sie ihn.
Er kannte ein paar Leute, die ihr einen Job verschaffen konnten. Die Zukunft sah für sie beide nicht schlecht aus, dachte Alberto Renda.
Daß er sich sein Geld auf der anderen Seite des Gesetzes verdiente, wußte Mia nicht, und er hatte auch nicht die Absicht, es ihr zu sagen.
Er kannte sie zwar schon sehr gut, aber er wußte nicht, wie sie darauf reagiert hätte. Er wollte sie nicht verlieren, hatte noch lange nicht genug von ihr.
Aber er war nüchtern genug, um zu wissen, daß er irgendwann an diesem Punkt anlangen würde. Nichts hält ewig.
Doch soweit waren sie noch nicht. Noch versanken sie in einem wilden Sinnesrausch, wenn sie beisammen waren, und ein Ende dieser Beziehung war für sie beide noch nicht abzusehen.

Das blonde Mädchen räkelte sich auf dem Bett. Nackt lag sie auf dem Rücken, und Renda betrachtete angetan die Hügel und Täler des wunderbaren Körpers.

Er hatte geduscht und zog sich nun an. Mia richtete sich auf und sah ihm dabei zu.

»Was soll das, Alberto?«

»Ich muß kurz weg.«

»Das ist nicht dein Ernst«, schmollte sie. »Du kannst doch jetzt nicht einfach weggehen.«

»Ich muß, aber ich verspreche dir, daß es nicht lange dauert.«

»Es war vorhin so schön…«

»Wir beginnen das Ganze noch mal von vorn, wenn ich zurück bin, Baby. Du kannst sicher sein, daß du heute nacht noch voll auf deine Kosten kommst.«

»Wohin gehst du?«

Darauf antwortete er nicht. Er wies auf den Eiskübel, in dem eine Flasche Pommery steckte. »Hör zu, du trinkst jetzt ein Gläschen auf mich, eines auf dich und eines auf uns - und schon bin ich wieder bei dir.«

»Ich werde betrunken sein und wie ein Stein schlafen, wenn du zurückkommst.«

»Ich werde dich schon irgendwie wach kriegen, verlaß dich drauf«, sagte Alberto Renda grinsend.

Er setzte sich auf die Bettkante. Sie rutschte dicht an ihn heran und schlang ihre Arme um ihn. »Muß das wirklich sein, Alberto?«

»Ich hätte schon viel früher weggehen sollen.« Er löste sich von ihr. »Eine Stunde - längstens«, sagte er und verließ das Schlafzimmer.

Das Apartment gehörte ihm seit zwei Jahren. Er würde es aufgeben, wenn Mia mit ihm nach Chicago ging.

»Schuft!« protestierte Mia im Bett.

Er grinste und zog sich in der Diele fertig an. Dann verließ er das Apartment und fuhr mit dem Lift zur Tiefgarage hinunter, wo sein himmelblauer Leih-Volvo stand.

Wie ausgestorben präsentierte sich ihm die Gruppe, als er aus dem Fahrstuhl trat.

Er trug den Geldkoffer in der linken, während er die rechte Hand in die Außentasche seines Jacketts schob und nach den Fahrzeugschlüsseln fischte.

An die zwanzig Säulen stützten die graue Betondecke, und hinter der, auf die Alberto Renda soeben mit hallenden Schritten zuging, wartete Luigi Zadora.

Als Renda die Säule erreichte, sprang Zadora mit einem Revolver in der Faust hervor.

Renda stoppte und riß verdattert die Augen auf. »Luigi!«

»Her mit dem Geld, Alberto!«
»Bist du verrückt? Es ist das Geld deines Bruders!«
»Das weiß ich. Deshalb will ich es ja haben!«
»Du weißt nicht, was du tust!«
»O doch, mein Lieber, das weiß ich ganz genau!«
»Gino läßt dich umlegen, wenn du dich an seinem Geld vergreifst.«
»Mein Bruder wird in Zukunft andere Sorgen haben«, erwiderte Luigi Zadora frostig. »Gib mir den Koffer, Alberto. Nun mach schon!«
»Junge, du mußt lebensmüde sein. Ich begreife dich nicht.«
»Zwing mich nicht, Gewalt anzuwenden, Alberto!«
Renda schwitzte. Er hatte keine Wahl, er mußte den Geldkoffer hergeben. Langsam hob er ihn. Luigi Zadora riß ihm den Aktenkoffer aus der Hand.
»Was glaubst du, wie weit du damit kommst?« fragte Alberto Renda. »Ich werde Gino anrufen, und er wird dir sofort ein paar Killer auf den Hals hetzen.«
»Er wird selbst in Kürze ein paar Killer am Hals haben«, sagte Luigi Zadora grinsend. »Bestell meinem Bruder einen schönen Gruß von mir. Sag ihm, mir wäre es recht, wenn ihn der Teufel holt.«
»Luigi, du machst einen großen Fehler!«
»Mein Bier«, sagte Zadora und wich zurück.
Er war nur einen winzigen Moment unachtsam, und Alberto Renda trug im Ärmel eine kleine Astra-Pistole.
Die Waffe lag plötzlich in Rendas Hand!
Zadora sah sie, erschrak und schoß.
Er *zielte* nicht, dazu war keine Zeit. Er drückte einfach ab, und die Kugel stieß Renda gegen einen Kastenwagen.
Und auf einmal war die Hölle los. Eine Maschinenpistole fing an zu bellen. Getroffen taumelte Luigi an Renda vorbei.
Verblüfft beobachtete Alberto Renda, wie Luigi Zadora den Revolver und den Geldkoffer fallenließ. Blut rann aus seinem Mund. Er drehte sich langsam um, und Ungläubigkeit schimmerte in seinen Augen.
Er schien nicht verstehen zu können, daß außer ihm und Alberto Renda noch jemand in der Garage war.
Sein verwirrter, verzweifelter Blick suchte den dritten Mann. Er sah ihn nicht. Dafür hörte er die MPi noch einmal rattern, und diese zweite Garbe tötete ihn.
Dann heulte ein Motor auf, und ein Wagen schoß heran.
Hinter der spiegelnden Windschutzscheibe war ein Gesicht, das Renda zu kennen glaubte. Als der Mann ausstieg, wußte er, wer ihm beigestanden hatte: Tom Majestyk!
»Komm, Alberto!«
»Verdammt, Tom, mich hat's erwischt!« stöhnte Renda. Er preßte die Hand gegen die stark blutende Brustwunde.

Majestyk eilte zu ihm, um ihn zu stützen. Er führte den Verletzten zu seinem Wagen und half ihm, sich auf den Beifahrersitz zu setzen.

»Den Koffer!« röchelte Renda. »Den Koffer!«

Tom Majestyk grinste. »Denkst du, den vergesse ich?«

Er holte den Geldkoffer, schleuderte ihn auf die Rücksitze, stieg ein und brauste los.

»Dieser verfluchte Hund!« quetschte Renda zwischen zusammengepreßten Zähnen hervor.

»Er ist tot, Alberto. Ich wollte ihn schon früher kriegen, fuhr zu seinem Haus, aber dort war nur Wanda Haddow.«

»Hast du sie auch umgelegt?«

»Nein.«

Das Apartmenthaus war nicht mehr zu sehen. Tom Majestyk fuhr Richtung Amsterdam-Rhein-Kanal.

»Mia ist in meinem Apartment«, sagte Renda leise. Er lehnte den Kopf an die Scheibe.

»Denk jetzt nicht an Mia.«

»Die Bullen werden kommen.«

»Zurück kannst du nicht mehr, das ist klar. Wir bringen jetzt erst mal das Geld gemeinsam zu Pronto. Der Holländer kennt bestimmt einen Arzt, der dir die Kugel herausschneidet, ohne viel zu fragen.«

»Verdammt, diese Schmerzen!«

»Du wirst für eine Weile ausfallen.«

»Ich war noch nie verletzt.«

»Sei froh, daß es dich nicht schlimmer erwischt hat, Junge. Die Kugel hätte ebensogut dein Herz treffen können.«

Der Schweiß glänzte auf Alberto Rendas Gesicht. Er zitterte heftig und schloß leise stöhnend die Augen.

»He, Alberto! Mach keinen Blödsinn, ja? Sprich mit mir! Na komm schon, Baby, sag irgendwas.«

»Laß mich in Ruhe, Tom. Es brennt, als hätte ich die Hölle im Leib.«

»Du wirst schon wieder. Wenn erst mal die Kugel raus ist, wirst du dich besser fühlen.«

»Wie schlimm hat es mich erwischt, Tom?« fragte Renda keuchend. »Du mußt das doch wissen.«

»Ich bin kein Doktor, sondern Killer.«

»Habe ich noch eine Chance, Tom?«

»Aber klar. Klar doch, Alberto. Du bist bald wieder auf dem Damm. Du mußt nur schnell genug zu einem Medizinmann, und dafür wird Pronto sorgen.«

***

Der blonde, bleiche Riese griff mich an. Im ersten Reflex zuckte meine Hand zur Schulterhalfter, doch wenn ich den Colt Diamondback

auf den Untoten abfeuerte, alarmierte ich die Gangster.

Dann kamen sie aus dem Hausboot gestürmt, und wir mußten uns mit ihnen herumschlagen.

Ich ließ die Waffe stecken und stellte mich dem Zombie. Die vernarbten Augenbrauen und das gebrochene Nasenbein ließen mich vermuten, daß ich es mit einem Boxer zu tun hatte.

Er war ein gewaltiger Brocken, der mich mit seinen Fäusten in den Boden rammen konnte.

Als er noch gelebt hatte, war er bestimmt schneller gewesen, aber er war immer noch gefährlich flink, und ich hatte Mühe, einem K. o. zu entgehen, denn so ein Niederschlag hätte für mich verheerende Folgen gehabt.

Ich wußte, worauf der Bursche aus war. Er wollte mein Leben. Ich sollte so werden wie er.

Wie eine Dampframme erwischte mich seine Faust an der Brust. Der Hieb preßte mir die Luft aus der Lunge.

Ich hätte viel darum gegeben, meinen magischen Ring gegen dieses Monster einsetzen zu können. Mit dem Ring hätte ich den Zombie, wenn ich ihn richtig traf, vernichten können.

Aber der Ring steckte an Wim Kabels Finger - und vielleicht würde ihn bald Frank Esslin tragen, wenn es ihm gelang, sich mit den Gangstern zu arrangieren.

Mir fiel auf, daß ich mit Karate bessere Erfolge erzielte, als wenn ich mir von dem blonden Riesen den Faustkampf aufzwingen ließ.

Er konnte sich vor allem auf meine Beinattacken nicht einstellen. Immer wieder traf ich ihn und trieb ihn zurück.

Da bekam der Untote unerwartete Hilfe. Ich spürte plötzlich, daß jemand hinter mir stand, und als ich mich umdrehte, sah ich für eine Sekunde meine Erzfeindin Yora.

Dann gingen für mich die Lampen aus, denn irgendein harter Gegenstand krachte gegen meinen Schädel. Ich brach ohnmächtig zusammen.

***

Alberto Renda blickte fast ungläubig auf das viele Blut, das zwischen seinen Fingern hervorquoll.

Der Schmerz in seiner Brust wurde immer heftiger.

Ein wilder Schüttelfrost befiel ihn. Er schluchzte verzweifelt.

»Reiß dich zusammen, Alberto!« sagte Tom Majestyk energisch.

»Ich… werde sterben, Tom.«

»Blödsinn! Verdammt noch mal, laß dich nicht so gehen! Was bist du denn für ein Mann?«

»Du weißt nicht, wie weh das tut.«

»Beiß die Zähne zusammen! Du kratzt nicht ab, glaub mir.«

»Willst du mir einreden, die Verletzung wäre harmlos? Und die Schmerzen? Und das viele Blut? Kannst du nicht schneller fahren, Tom?«

»Und was sagen wir den Bullen, wenn sie uns stoppen? In längstens zehn Minuten sind wir da.«

»Zehn Minuten! Das halte ich nicht aus!«

»Du mußt. Es bleibt dir nichts anderes übrig, Alberto. Denk an Luigi, der ist schlimmer dran als du.«

»Luigi hat's hinter sich. Bei dem ging's wenigstens schnell.«

»Verflucht, du kannst einem mit deinem Gejammer ganz schön den Nerv töten!« schrie Tom Majestyk den Mann auf dem Beifahrersitz an. »Warum bist du nicht Bäcker oder Apotheker geworden? Dann hättest du dir wenigstens nie eine Kugel eingefangen. Wer sich für die andere Seite des Gesetzes entscheidet, muß ein gewisses Risiko auf sich nehmen. So ist das nun mal. Hast du das nicht gewußt?«

»Gib Gas, Tom!«

»Heute hat es dich erwischt. Morgen kann das gleiche mir blühen - oder Gino Zadora - oder Pronto… Ich lebe davon, daß es immer wieder irgend jemanden erwischt. Du kannst von Glück sagen, daß ich nicht an Luigis Stelle war, denn dann könntest du jetzt nicht mehr flennen.«

***

Sie brachten Frank Esslin in einen anderen Raum. Der Söldner der Hölle suchte fiebernd nach einem Ausweg.

Er besaß keinerlei magischen Schutz, war so leicht zu töten wie jeder andere Mensch.

Aber er wollte leben! Er mußte leben! Er hatte noch so große Pläne. Seine Laufbahn als Kämpfer für die schwarze Macht durfte hier nicht zu Ende gehen! Aber wie sollte er jetzt noch den Hals aus der Schlinge ziehen?

Einer der beiden Kerle zückte ein Springmesser und ließ es aufschnappen.

»Niedliches Spielzeug, was?« sagte der Gangster grinsend. »Ich hab's erst gestern schärfen lassen. Damit kann ich dir mein Monogramm in die Haut schnitzen.«

»Laßt mich laufen!« flehte Frank Esslin. Es widerte ihn an, um sein Leben zu betteln, aber er hatte keine andere Wahl.

»Du hast gehört, was Pronto gesagt hat.«

»Werft mich in den Kanal. Nur so. Pronto wird es nicht merken.«

»Wofür hältst du uns? Wir sind keine Samariter. Wenn der Boß will, daß wir dich abservieren, hat er Gründe dafür.«

»Ihr seht und hört nie wieder von mir, wenn ihr mich laufen laßt, und ich vergesse alles, was ich hier erlebt habe.«

»Klar vergißt du. Weil Tote sich nämlich nicht mehr erinnern können.«

»Ich gebe euch Geld! Viel Geld!« sagte Frank Esslin nervös. Seine Chancen, mit einem blauen Auge davonzukommen, wurden immer geringer.

»Hast du's bei dir?«

»Nein, aber ich bringe es, wohin ihr wollt.«

»Darauf lassen wir uns nicht ein. Hast du sonst noch was auf dem Herzen? Einen letzten Wunsch?«

»Zur Hölle mit euch, ihr Schweine!« schrie Esslin.

Der Mann mit dem Messer packte ihn, wirbelte ihn herum und riß ihn an sich. Im selben Moment spürte der Söldner der Hölle die Klinge.

Jetzt ist es aus! durchzuckte es ihn.

***

Pronto war verstimmt, weil Wim Kabel ihm diesen Frank Esslin angeschleppt hatte, aber der Rauschgifthai war zu sehr Geschäftsmann, als daß er auf das Geld verzichtet hätte, für das Kabel den Schnee haben wollte.

»Wenn Sie wieder hierher kommen, vergewissern Sie sich, daß Sie allein sind«, brummte Pronto.

»Es tut mir leid. Ich hatte keine Ahnung…«

»Beim nächstenmal könnte es vielleicht die Polizei sein.«

»Bestimmt nicht«, versprach Wim Kabel.

Der fette Rauschgiftboß erhob sich und watschelte zum Safe. Er legte zwei Plastiktüten auf den Tisch, die prall gefüllt mit einem weißen Pulver waren.

»Allerbeste Qualität«, sagte er.

»Dafür sind Sie bekannt«, erwiderte Wim Kabel grinsend. Er hatte vor, den Stoff zu verschneiden, damit mehr daraus wurde. Auf diese Weise konnte er den Profit erhöhen.

Er steckte das Rauschgift ein und streckte Pronto stolz die Hand entgegen. »Ich werde Sie bald wieder besuchen, Partner.«

Der Rauschgifthai schlug ein. »Aber vergessen Sie nicht, was ich Ihnen gesagt habe.«

Wim Kabel nickte.

»Und lassen Sie das, was Sie mit Rud Gingeest getan haben, nicht zur Gewohnheit werden.«

»Der Dreckskerl hat mich bestohlen.«

»Dann passen Sie in Zukunft besser auf Ihr Geld auf.«

»Er war ein wertloser Junkie.«

»Darum geht es nicht. Es ist besser, wenn Sie nicht zuviel Staub aufwirbeln.«

»Es kommt zum Glück nicht jeden Tag ein Mann wie Rud Gingeest in mein Haus«, sagte Wim Kabel, und er hoffte, Pronto damit beruhigt zu haben.

***

Alberto Renda wand sich auf dem Beifahrersitz und warf sich ständig stöhnend und röchelnd hin und her.

Tom Majestyk bereute schon, sich seiner angenommen zu haben. Er hatte es nicht für Renda, sondern für Gino Zadora getan.

Vielleicht wäre es besser gewesen, Alberto auch zu erschießen und das Geld ohne ihn abzuliefern.

Alberto war eine Belastung. Er ging dem Killer auf die Nerven. Einen Augenblick spielte Majestyk mit dem Gedanken, anzuhalten und Alberto Renda abzuladen.

Der Teufel mochte wissen, warum er es nicht tat.

»Wie weit ist es noch, Tom?«

»Fünf Minuten.«

»Wir müssen doch schon länger als fünf Minuten unterwegs sein.«

»Ich kann nicht fliegen, Alberto.«

»Du läßt dir absichtlich Zeit! Du willst, daß ich draufgehe!«

»Red keinen Quatsch. Da hätte ich dich doch gleich in der. Tiefgarage zurücklassen können.«

»Du wolltest nicht, daß ich den Bullen lebend in die Hände falle! Du wolltest vermeiden, daß sie von mir erfahren, wer Luigi Zadora umgelegt hat.«

»Du phantasierst ja«, sagte Tom Majestyk ärgerlich.

»Dir ist es doch egal, ob ich abkratze oder nicht. Gib es zu.«

Der Killer warf dem Verletzten einen gereizten Blick zu. »Wenn du jetzt nicht auf der Stelle dein dämliches Maul hältst, mache ich dich alle!« schrie er. »Glaube ja nicht, daß ich bluffe!«

Das wußte Alberto Renda. Er wagte kein Wort mehr zu sagen.

***

Frank Esslin spürte, wie der Mann mit dem Messer plötzlich zusammenzuckte.

Jetzt tut er's! dachte er.

Aber dann brüllte der Gangster auf einmal auf, und sein Messer fiel zu Boden. Frank Esslin konnte dieses Glück nicht fassen.

Der Mann hielt ihn nicht mehr fest!

Esslin sprang zur Seite, wirbelte herum - und sah Yora.

Soeben zog die Totenpriesterin den Seelendolch aus dem Rücken des Verbrechers. Der Mann war von diesem Moment an eine lebende Leiche und keine Gefahr mehr für Frank Esslin, den Söldner der Hölle.

Der zweite Gangster erinnerte sich an das, was Esslin gesagt hatte.

»*Yoras Dolch ist euch gewiß!*« Diese Worte hallten noch in seinem

Kopf, und er kannte den leeren Blick von Toten und wußte, daß sein Komplize nicht mehr lebte.

Aber es war keine Zeit, tiefschürfende Überlegungen anzustellen. Das rothaarige Mädchen in diesem merkwürdigen Gewand hatte gemordet, und der Gangster wollte verhindern, daß sie auch ihm den Dolch in den Leib stieß.

Frank Esslin lachte gehässig und schadenfroh. »Siehst du! Ich habe euch gewarnt! Ihr wolltet mir nicht glauben! Nun holt sich Yora eure Seelen!«

»Meine hat sie noch nicht!« knurrte der Gangster, sprang zurück und zog seinen Revolver.

Die Totenpriesterin sagte kein Wort. Mit ernster, fast feierlicher Miene näherte sie sich dem Verbrecher.

Der Mann richtete seine Waffe auf sie. Er verzichtete darauf, dem Mädchen zu befehlen, stehenzubleiben und den Dolch fallenzulassen.

Sie hatte seinen Komplizen umgebracht, dafür wollte er sie erschießen, und anschließend würde er Frank Esslin eine Kugel in den Schädel jagen.

Ohne mit der Wimper zu zucken, drückte der Gangster ab. Die Waffe krachte und spie Feuer, doch nichts passierte.

Das Geschoß hätte Yora niederreißen, zumindest aber zurückstoßen müssen, aber das war nicht geschehen.

Sie kam näher, und sie lächelte sogar eiskalt. Der Mann zweifelte an seinem Verstand. Er hatte doch nicht danebengeschossen. Nicht auf diese kurze Distanz, das war unmöglich.

Die Totenpriesterin hob langsam die Hand mit dem Seelendolch. Da geriet der Verbrecher in Panik. Er sah seinen Komplizen, dessen Gesicht weiß wie ein Laien geworden war, und er wollte nicht, daß ihn das gleiche Schicksal ereilte.

Wie von Sinnen feuerte er auf die Dämonin - aber es war, als befänden sich Platzpatronen in seiner Waffe.

Yora erreichte den Mann und setzte ihm den Dolch an die Brust…

Frank Esslin lachte. »Das Zombiefieber wird auf die ganze Stadt übergreifen. Großartig!«

***

Als ich zu mir kam, war mir, als würde ich aus einer großen schwarzen Wolke herausfallen. Ich lag auf einem schmutzigen Bretterboden und wußte im Moment noch nicht, wo ich war.

Allmählich tropfte die Erinnerung in meinen Kopf, und nach einer Weile war sie wieder voll da.

Mein Schädel brummte. Ich ächzte und setzte mich auf.

Da vernahm ich ein aggressives Knurren, und aus einer finsteren Ecke des Raumes trat der blonde, untote Riese, der über mich

hergefallen war.
Ich hätte ihn geschafft, wenn ihm Yora nicht zu Hilfe gekommen wäre.
Ich begriff, daß ich mich auf dem Hausboot der Gangster befand, und die Vermutung lag nahe, daß auch Yora hier war.
Mein magischer Ring… Frank Esslin… Yora…
Alle hier an Bord. Diese Chance hätte ich nützen müssen. Aber der blonde Zerberus bewachte mich mit Argusaugen.
Ich fragte mich, warum mich Yora nicht sofort zum Zombie gemacht hatte. Die Gelegenheit wäre denkbar günstig gewesen. Ich hätte es nicht verhindern können.
Ich hatte dafür zwei Erklärungen: Entweder Yora wollte, daß ich mein Ende als Mensch bei vollem Bewußtsein mitbekam, oder sie hatte die Absicht, mich meinem einstigen Freund Frank Esslin zu überlassen.
Der blonde Riese rührte sich nicht von der Stelle. Sein Verhalten war für einen Zombie merkwürdig.
Für gewöhnlich töten diese Wesen jeden, dessen sie habhaft werden können. Yora mußte ihm das verboten haben.
Vermutlich durfte er mich nur dann umbringen, wenn die Gefahr bestand, daß ich ausrückte.
Ich stand vorsichtig auf und stellte fest, daß ich mein magisches Feuerzeug und den Colt Diamondback nicht mehr besaß.
Beide Waffen lagen in der Ecke, aus der der Untote getreten war, auf dem Boden. Es würde nicht leicht sein, sie mir wiederzuholen.
Ich machte einen Schritt auf die Tür zu. Der Zombie knurrte drohend. Ich kümmerte mich nicht darum, machte noch einen Schritt.
Da hieb der lebende Leichnam mit der Faust zu. Sein Schlag blieb zwar in meiner Deckung hängen, aber die Wucht reichte dennoch aus, um mich niederzuwerfen.
So geht's nicht, dachte ich und rollte ächzend herum.

***

Mr. Silver blickte sich suchend um. »Das gefällt mir nicht«, sagte er zu Cruv. »Irgend etwas ist hier faul!«
»Vielleicht befindet sich Tony bereits im Hausboot«, sagte der Gnom.
»Ohne uns Bescheid zu sagen? Dann ist er nicht besser als du.«
»Wir müssen auch auf das Boot, Silver. Vielleicht braucht Tony Hilfe.«
»Scheint so«, brummte der Ex-Dämon. Plötzlich gab er dem Gnom einen Stoß. Der Kleine stürzte.
»Bist du verrückt?« protestierte Cruv.
Jetzt erst sah er, daß auch der Hüne flach auf dem Boden lag. »Still!« zischte der Ex-Dämon, und dann hörten sie einen Wagen kommen.

Das Auto fuhr sehr schnell. Erst kurz vor dem Hausboot nahm der Fahrer Gas weg und bremste. Zwei Gangster erschienen auf der Gangway.

Der Fahrer sprang aus dem Auto und rief ihnen etwas zu. Daraufhin bewegten sich die Verbrecher wesentlich schneller.

Sie kamen an Land, eilten um das Fahrzeug herum und rissen die Tür auf der Beifahrerseite auf. Ein Mann kippte ihnen entgegen.

Sie fingen ihn auf und brachten ihn an Bord. Er versuchte zu gehen, doch seine Beine knickten immer wieder ein.

Manchmal schleiften seine Füße über den Boden. Mr. Silver und Cruv beobachteten, wie die Verbrecher mit dem offensichtlich Verwundeten im Hausboot verschwanden.

Der Fahrer folgte ihnen mit einem schwarzen Aktenkoffer.

»Scheint eine Menge Platz zu sein in diesem Hausboot«, sagte Mr. Silver.

»Fehlen nur noch wir beide«, bemerkte Cruv.

Der Ex-Dämon erhob sich und nickte. »Kleiner, du hast es wieder einmal erfaßt.«

***

Sie schleppten Alberto Renda zu Pronto und legten ihn auf ein Ledersofa.

»Was ist passiert?« wollte der Heroinhai wissen.

Tom Majestyk trat ein. »Gino Zadoras Bruder Luigi wollte verhindern, daß Sie Ihr Geld kriegen. Er versuchte Renda abzufangen und sich die Mäuse unter den Nagel zu reißen. Zum Glück war ich zur Stelle, um Luigi einen Strich durch die Rechnung zu machen, aber Alberto bekam bei der Geschichte eine Kugel ab. Er braucht dringend ärztliche Hilfe.«

Pronto blickte unwillig auf den Verletzten. »Sie hätten ihn nicht hierher bringen sollen.«

»Sie sind gut. Was hätte ich mit ihm sonst tun sollen?«

»Wenn Sie angerufen hätten, hätte ich Ihnen die Adresse eines Arztes genannt.«

»Leider ist mir Ihre Telefonnummer nicht bekannt«, sagte Tom Majestyk verstimmt. Da tat er zum erstenmal in seinem Leben ein gutes Werk, und dieser Fettwanst machte ihm dafür Vorhaltungen. »Wie wär's, wenn Sie den Doktor jetzt anrufen und herbestellen würden?«

Pronto schüttelte den Kopf. »Das hätte wenig Sinn. Auf dem Hausboot kann Renda nicht operiert werden.«

»Wenn wir noch eine Weile diskutieren, wird der Knabe nicht mehr transportfähig sein«, sagte Majestyk.

»Deshalb sollten Sie ihn sofort wieder in Ihren Wagen packen und zu

Dr. Celius fahren. Die Adresse ist…«

Majestyk schüttelte entschieden den Kopf. »Augenblick, das ist nicht mehr mein Job. Ich habe sowieso schon zuviel getan. Mein Auftrag lautete, Luigi Zadora zu liquidieren. Das habe ich getan. Daß ich Ihnen Ginos Geld bringe und mich um Alberto kümmerte, waren bereits Fleißaufgaben. Ich bin nicht bereit, noch mehr unbezahlte Jobs zu übernehmen.«

Der Killer stellte den Aktenkoffer auf den Schreibtisch.

»Tom«, gurgelte Alberto Renda. »Du kannst mich doch nicht…«

»Ich kann, alter Junge«, sagte Majestyk gefühlsroh. »Du hättest besser auf dich aufpassen müssen. Dein Pech, daß du's nicht getan hast.« Der Profikiller wandte sich an Pronto. »Er gehört jetzt Ihnen. Ist 'ne Draufgabe auf die dreiviertel Million!«

Pronto hatte plötzlich eine Waffe in der Hand. »Sie werden den Bastard mitnehmen, bevor er mir hier mit seinem Blut alles versaut!«

Tom Majestyks Augen verengten sich. »Ich bin nicht Ihr Laufbursche. Machen Sie mit ihm, was Sie wollen. Ich bin mit diesem Idioten fertig.« Er sah Renda an und schüttelte den Kopf. »Mann, du hattest deinen Knaller doch schon in der Hand. Wieso hast du nicht schneller abgedrückt?«

»Das ist doch jetzt nicht mehr wichtig, Tom! Bitte hilf mir! Bring mich zu diesem Doktor…«

Majestyk wies mit dem Daumen auf Pronto. »Das ist jetzt seine Sache. Er hat genug Leute, die das für ihn erledigen können.«

Es ärgerte Pronto maßlos, daß Tom Majestyk ihn so von oben herab behandelte. Er wollte sich das nicht bieten lassen.

Ohne irgend jemanden im Raum eines weiteren Blickes zu würdigen, schickte sich der Killer an, zu gehen.

In Pronto kochte es. Wenn er sich nicht lächerlich mit der Waffe in der Hand vorkommen wollte, mußte er schießen.

Aber plötzlich passierte etwas ganz anderes…

***

Ich erhob mich langsam und wich zurück. Der blonde Riese stellte für mich eine gewaltige Hürde dar, die ich überwinden mußte.

Im Hausboot herrschte Unruhe. Es waren laute Stimmen zu hören, und ich glaubte, von Schüssen aus der Ohnmacht geholt worden zu sein.

Der Blonde schob sich jetzt vor die Tür. Damit bewegte er sich von meinen Waffen weg, und sofort hatte ich einen neuen Plan. Wenn es mir gelang, dieses muskulöse Bollwerk des Bösen auszutricksen, wenn ich es schaffte, an meinen Colt und das Feuerzeug zu kommen, war ich dem Untoten überlegen.

Ich entschloß mich zu einem Scheinangriff und zwang den lebenden

Leichnam, zu reagieren. Er wollte mit mir kurzen Prozeß machen und schlug mit seinen Fäusten nach mir.

Ich federte aber sofort wieder zurück, ließ es zu keinem Kontakt kommen, tat so, als wollte ich durch das geschlossene Fenster springen, und als der Zombie sich anschickte, das zu verhindern, hechtete ich dorthin, wo meine Waffen lagen.

Als sich meine Finger um Feuerzeug und Coltkolben schlossen, durchströmte mich ein unbeschreibliches Triumphgefühl.

Der Sieg über den Zombie war greifbar nahe. Ich mußte ihn bezwingen, bevor sich Yora und Frank Esslin meiner annahmen.

Auf dem Boden wälzte ich mich auf den Rücken. Der Hüne stampfte auf mich zu.

Ich bog meinen Oberkörper zur Seite. Der Fuß hämmerte neben mir auf den Holzboden, und nun brach meine Zeit an.

Ich drückte auf den Knopf, und aus meinem Silberfeuerzeug wurde ein magischer Flammenwerfer.

Armlang war der Feuerstrahl, der dem lebenden Leichnam entgegenstach.

Die Spezialflamme, vor der sich Schwarzblütler und lebende Tote hüten mußten, prallte gegen das Bein des blonden Riesen.

Er riß es sofort zurück, doch zu spät. Die Flamme biß mit heißen Zähnen zu und fraß sich durch die Kleidung des Zombies.

Aggressiv griff das Feuer um sich, kletterte an dem Untoten hoch und gleichzeitig um ihn herum.

Er verlor augenblicklich jegliches Interesse an mir, schlug wild um sich, stampfte und drehte sich um die eigene Achse. Er krachte immer wieder gegen die Wand, während das magische Feuer ihn zu einer hell lodernden Fackel werden ließ.

Winzige Flammenzungen fielen von ihm ab und fraßen sich in den Teppich. Im Nu stand der ganze Raum in Flammen, und das Feuer würde in den nächsten Minuten auf die anderen Räume übergreifen.

Der Zombie brach zusammen - und knisterndes, prasselndes Feuer deckte ihn zu.

Es war vorbei mit ihm.

***

Die Ereignisse überstürzten sich. Alberto Renda stöhnte unter schrecklichen Schmerzen, doch niemand war bereit, ihm zu helfen.

Tom Majestyk wollte gehen, und auch Wim Kabel wollte nicht länger bleiben. Pronto mußte sich Respekt verschaffen und war entschlossen, den Stecher seiner Waffe durchzuziehen.

Da flog plötzlich die Tür auf, und die beiden Gangster, die Frank Esslin töten und in den Kanal werfen sollten, traten mit eigenartig ungelenken Bewegungen ein.

Und hinter ihnen erschienen Frank Esslin und ein rothaariges Mädchen.

Pronto schluckte. Sollte das, was Frank Esslin gesagt hatte, etwa wahr sein?

Wim Kabel wurde unruhig. Er begriff, daß er schon viel zu lange hier war. Er hätte das Hausboot gleich, nachdem er das Heroin bekommen hatte, verlassen sollen.

Würde es ihm jetzt noch gelingen, von Bord zu gehen? Frank Esslin hatte gesagt, daß er den Ring haben wollte.

Kabel ballte die rechte Hand zur Faust und versteckte sie. Die Szene wirkte für einige Augenblicke eingefroren.

Pronto starrte auf die beiden Zombies, Tom Majestyk stand still, Prontos Männer, die Alberto Renda auf das Sofa gelegt hatten, rührten sich gleichfalls nicht.

Renda stöhnte leise, und Wim Kabel schob sich mit kleinen Schritten an der Wand entlang. Er rechnete damit, daß es zu einem Kampf kam, und während der losbrach, wollte er zur Tür hinausflitzen.

Doch er machte die Rechnung ohne den Wirt, und der hieß Frank Esslin.

Der Söldner der Hölle streckte fordernd die Hand aus. »Her mit dem Ring!«

Seine Stimme peitschte Wim Kabel entgegen und ließ diesen heftig zusammenzucken.

»Der Ring gehört mir. Ich habe ihn gekauft. Er ist mein Eigentum.«

»Interessiert mich nicht!« sagte Frank Esslin schneidend. »Ich will ihn haben!«

Kabel stockte der Atem. Wut schäumte in ihm. Er wollte den Ring nicht hergeben. Aber er tat so, als würde er sich fügen.

Er versteckte die Faust nicht länger, öffnete sie und schickte sich an, den Ring vom Finger zu ziehen.

Dabei näherte er sich Frank Esslin. »Ich finde das nicht richtig«, sagte er, um den Söldner der Hölle abzulenken. »Sie könnten mir wenigstens Geld dafür anbieten.«

Esslin grinste gemein. »Warum soll ich für etwas, das ich gratis bekommen kann, bezahlen?«

Wim Kabel spannte unmerklich die Muskeln. Esslin sollte diese Frechheit bereuen. Kabel drehte den magischen Ring einmal um den Finger herum, zog ihn aber nicht ab.

»Nun!« sagte Esslin ungeduldig.

»Er sitzt ziemlich fest«, erwiderte Kabel.

»Ich werde dir den Finger abschneiden, wenn ich den Ring nicht sofort kriege!« herrschte ihn der Söldner der Hölle an.

»Hier hast du ihn!« schrie Wim Kabel im selben Augenblick und stürzte sich auf den verhaßten Gegner, doch dieser hatte mit dem

Angriff gerechnet. Blitzschnell wich er aus, und sein Faustschlag traf Kabel mit enormer Wucht.

Der Holländer wurde zur Seite geworfen und prallte gegen die beiden Zombies, die darauf gewartet zu haben schienen, denn jetzt wurden sie aktiv.

Sie packten den Mann mit dem Teufelsring, und dann erlebten Pronto, seine Männer, Tom Majestyk und Alberto Renda, wie ein Mensch zum Zombie wird.

Wim Kabel wehrte sich verzweifelt. Er brüllte wie am Spieß, doch die Untoten waren zu stark für ihn.

Als sein Schrei schrill wurde und dann jäh abriß, wußten alle das er tot war, doch schon im nächsten Augenblick erhob er sich wieder - doch er gehörte nicht mehr zu den Menschen.

Frank Esslin grinste zufrieden. Er und Yora waren völlig Herren der Lage. Er verlangte den magischen Ring noch einmal, und nun gehorchte Wim Kabel. Er zog den Goldreif vom Finger und legte ihn in Esslins hohle Hand.

Der Söldner der Hölle warf Yora einen triumphierenden Blick zu. »Tony Ballards Ring«, sagte er begeistert. »Endlich gehört er mir!« Er lachte. »All das, was ich in mir trage, wird der Ring verstärken. An meinem Finger wird dieser Ring eine gefährliche Waffe sein!«

Es glich einem feierlichen Akt, wie sich Frank Esslin den Ring an den Finger steckte. Eine neue Ära brach für ihn an, und er sehnte den Tag herbei, an dem er Yora zumindest ebenbürtig sein würde.

Tom Majestyk wich zurück. Er hatte sich für einen harten Mann gehalten, den nichts erschüttern konnte, doch was er soeben erlebt hatte, ließ ihn sogar an seinem Verstand zweifeln.

Dieses verfluchte Hausboot war für ihn zur tödlichen Falle geworden. Er verfluchte, daß er sich um Alberto Renda gekümmert hatte.

Sein Job war es lediglich gewesen, Luigi Zadora zu killen, und das hatte er getan. Der Geldkoffer und Renda hätten nicht seine Sorge zu sein brauchen.

Trotz der Schmerzen blieb Renda nicht länger liegen. Er hatte sehr viel Blut verloren und war sehr schwach, aber die Angst verlieh ihm die Kraft, sich zu erheben.

Sein Gesicht war verzerrt, er preßte die Hand auf die Wunde und schleppte sich gekrümmt durch den Raum.

Dachte er wirklich, man würde ihn nicht daran hindern, hinauszugehen?

Yora trat ihm in den Weg. Mitleidlos war ihr Blick, eiskalt ihr Lächeln.

»Es tut sehr weh, nicht wahr?«

»Ja«, stöhnte Renda.

»Ich kann dir helfen«, sagte die Totenpriesterin und hob den

Seelendolch.

Alberto Renda schüttelte den Kopf. Es sah aus, als wäre er unendlich müde. »Nein… Bitte… Lassen Sie mich gehen…«

»Ja, du sollst gehen. Stark und unbezwingbar wirst du dieses Hausboot verlassen«, sagte das Mädchen mit dem Seelendolch, und dann zuckte die Höllenwaffe auf den verletzten Mann zu.

Und tatsächlich… Alberto wurde in dem Augenblick, als er starb, stark! Als seine Seele den Weg in die Hölle antrat, übernahm das Böse seinen Körper.

Er richtete sich auf und wandte sich langsam um. Er preßte die Hand nicht mehr gegen die Wunde, hatte keine Schmerzen mehr.

Mit ungelenken Bewegungen näherte er sich Pronto. Der Gangsterboß sollte sein erstes Opfer werden. Es war eine Kettenreaktion. Bald würde es auf dem Hausboot keinen Menschen mehr geben.

Abgesehen von Frank Esslin!

Er stand unter Yoras Schutz und hatte deshalb von den Untoten nichts zu befürchten.

Pronto riß entsetzt die Augen auf. Es war dem Heroinhai unbegreiflich, daß der Mann, der schon fast tot gewesen war, plötzlich auf ihn losging.

In seiner Panik richtete er seine Waffe auf Renda und feuerte. Der Zombie zuckte zusammen. Die Kugel stoppte ihn für einen Sekundenbruchteil, aber dann ging er weiter.

Pronto feuerte abermals. Wieder blieb Alberto Renda ganz kurz stehen, aber dann setzte er seinen Weg fort.

Pronto schoß das Magazin leer, alle Kugeln trafen, doch der lebende Leichnam war nicht aufzuhalten. Er wollte töten, und er hatte sich für ein Opfer entschieden.

Jetzt erreichte er den Schreibtisch. Er griff nach Pronto, der vor Schreck kaum noch zu reagieren imstande war.

Verstört schlug der Heroinhai seinem untoten Mörder die leergeschossene Waffe ins Gesicht, doch auch damit erreichte er nichts.

Mit unglaublicher Kraft zerrte Alberto Renda den Gangsterboß über den Tisch. Und dann biß er zu…

Tom Majestyk wollte sich nicht mit seinem Schicksal abfinden. Einer nach dem andern wurde hier zum Zombie. Er wollte nicht auch so enden.

An seinem Gürtel hingen zwei Handgranaten, und er hatte den Colt Lawman und das Jagdmesser bei sich.

Zum Teufel, irgendwie mußte es möglich sein, sich den Weg aus diesem schwimmenden Höllenhaus freizukämpfen.

Yora machte in diesem Moment jene Männer zu Untoten, die sich des

verletzten Renda angenommen hatten, und plötzlich sah sich Majestyk einer schier unüberwindbaren Zombiefront gegenüber.

Wim Kabel, Pronto, Alberto Renda, Prontos Männer - Wahnsinn!

Majestyk, bekannt dafür, daß er bisher in allen Situationen einen kühlen Kopf bewahrt hatte, drehte durch, als sich Pronto gegen ihn wandte. Er schoß und stach in blinder Wut um sich und wollte sich aus dem Raum kämpfen, was ihm jedoch niemals gelingen konnte, denn selbst wenn er die Zombies abgeschüttelt hätte, wäre er letzten Endes an Yora gescheitert, die mit dem Seelendolch auf ihn wartete.

Die Untoten nahmen ihn in die Mitte. Sie versuchten den verzweifelt kämpfenden Mann zu Fall zu bringen.

Da waren unzählige Hände, die ihn faßten. Er konnte sie nicht alle zurückschlagen. Die Zombies bekamen den Profikiller sehr schnell in den Griff.

Bald konnte er sich nicht mehr rühren. Sie drückten ihn nieder und gaben ihm den Schwarzen Keim.

Sie zerfetzten ihm die Kleider und rissen ihm die Handgranaten ab. Die Todeseier rollten bis zu Prontos Schreibtisch und blieben dort liegen. Niemand beachtete sie.

Brandgeruch wehte herein.

»Feuer!« sagte Frank Esslin zu Yora.

»Wir verlassen das Hausboot!« entschied die Dämonin.

»Zuvor aber kümmere ich mich noch um meinen Freund Tony Ballard«, sagte der Söldner der Hölle grimmig.

***

Der blonde Zerberus war vernichtet, das Feuer griff auf weitere Räume über, und ich suchte Frank Esslin und Yora.

Daß an Bord die Zombieseuche grassierte, wußte ich nicht, aber ich befürchtete es, denn wo immer Yora auftauchte, verschaffte sie der Hölle neue Seelen.

Rauchschwaden, dick und schwarz, nahmen mir hin und wieder die Sicht, zwangen mich zu husten und ließen meine Augen tränen.

Ich öffnete mehrere Türen, und plötzlich spie eine Rauchschwade Frank Esslin aus. Mir stockte kurz der Atem.

Es war ein verfluchtes Gefühl. Jahrelang waren Frank und ich die besten Freunde gewesen, und nun standen wir einander als Todfeinde gegenüber.

Ich wollte ihn nicht vernichten, denn irgend etwas in mir hoffte trotz allem noch auf das Wunder, Frank auf die Seite zurückholen zu können, auf die er gehörte.

Doch er hielt eine Pistole in der Hand. Mein magischer Flammenwerfer befand sich in der Hosentasche, aber mein Colt Diamondback lag in meiner Rechten.

Wer würde schneller sein?

Wir schossen beide nicht, starrten einander gespannt in die Augen und warteten. Frank kostete seinen Triumph aus.

»Tony, mein Freund!« sagte er mit hohn triefender Stimme. »Freut mich, dich wiederzusehen.«

»Laß die Waffe fallen, Frank!«

»Warum läßt du sie nicht fallen?«

»Zwing mich nicht, auf dich zu schießen!«

»Hast du den Brand gelegt?«

»Ich habe euren Wachhund in Brand gesetzt.«

»Mit deinem magischen Flammenwerfer, nehme ich an.«

»Richtig.«

»Du hast gute Waffen, aber du hattest schon mal mehr. Eine Weihwasserpistole, eine magische Streitaxt, diesen magischen Ring!«

Voller Stolz präsentierte er mir meinen Ring.

»Er gehört jetzt mir, Tony«, sagte der Söldner der Hölle. »Und dein Leben nehme ich mir auch!«

Seine Walther PPK krachte. Ich sprang gedankenschnell in den Raum zurück, dessen Tür ich vorhin geöffnet hatte, und die Kugel verfehlte mich. Frank folgte mir und sprang in meinen Schlag, denn ich hatte neben der Tür auf ihn gewartet.

Er war härter geworden, das merkte ich in diesem Moment. Wutschnaubend drehte er sich und schlug mit dem magischen Ring zu.

Obwohl der schwarze Stein mich nur streifte, spürte ich einen bohrenden Schmerz. Während des folgenden Handgemenges verloren wir beide unsere Feuerwaffen.

Frank setzte alles daran, um mich mit meinem magischen Ring fertigzumachen, und ich hatte große Mühe, mich vor dem gefährlichen Kleinod in Sicherheit zu bringen.

Wir schlugen aufeinander ein. Wir rollten engumschlungen über den Boden, und ich spielte alle Trümpfe aus, die mir zur Verfügung standen.

Aber Frank Esslin hatte sich einen Trumpf gesichert, der nicht zu überstechen war!

Und er traf mich in diesem Augenblick unglaublich schmerzhaft. Ich schrie auf, und Frank lachte.

»Ja! Dein Ring! Er wird dir zum Verhängnis werden! Dein eigener Ring, Tony Ballard!«

Ich packte seine Hand und drehte sie ihm auf den Rücken, aber Frank Esslin war kräftig. Das sah man diesem hageren Burschen nicht an.

Es gelang ihm, sich zu befreien, doch ehe er mir noch einmal mit meinem Ring zusetzen konnte, schlug ich zu.

Mein Schlag raubte ihm das Gleichgewicht. Er flog zurück und

krachte mit dem Rücken gegen die Wand.
Und etwas Unerwartetes passierte!
Die Holzwand zerriß wie Papier, denn im angrenzenden Raum tobte das Feuer. Es hätte sich wohl in Kürze durch die Wand gefressen.
Frank Esslin fiel mit ausgebreiteten Armen in diese rote, wabernde Hölle. Hitze und Feuer hüllten ihn ein.
Ich holte meinen Colt Diamondback und wartete auf Frank, doch das Feuer gab ihn nicht mehr her. Krachend stürzte ein Teil der Decke ein.
Frank Esslin - tot!
Ich freute mich nicht über diesen Sieg, aber ich konnte auch nicht um den Söldner der Hölle trauern. Ich nahm das Geschehene einfach hin.
Der Kampf um den Ring war ebenfalls entschieden. Diese Waffe konnte ich nun endgültig abschreiben.
Ein Geräusch riß mich herum, und im selben Moment sah ich mich zwei lebenden Leichen gegenüber.

***

Sie griffen sofort an. Ich ließ meinen Colt Diamondback Feuer speien und traf einen der beiden Zombies mit geweihtem Silber tödlich.
Der zweite Untote schlang seine Arme blitzschnell um mich, riß mich hoch und wollte mich in die Flammen werfen, doch plötzlich entrang sich seiner Kehle ein markerschütternder Schrei, und ich spürte, wie seine Arme erschlafften.
Woher kam dieser unerwartete Schwächeanfall?
Ich sprang zurück und richtete den Colt auf ihn, aber dann sah ich, daß ich nicht mehr zu schießen brauchte.
Der Zombie war bereits erledigt. In dieser Sekunde brach er zusammen, und Cruv, der häßliche Gnom, zog seinen Dreizack aus dem Rücken des vernichteten Monsters.
»Wo wart ihr so lange?« fragte ich den Kleinen.
»Wir haben dich gesucht.«
»Ich dachte schon, ihr hättet Reißaus genommen.«
»Hältst du uns für Feiglinge?«
»Wer kennt sich schon mit euch Außerirdischen aus.«
»Wo ist Frank Esslin?« wollte der Gnom von der Prä-Welt Coor wissen.
Ich wies auf das Feuer.
»Dann ist er… tot?« fragte Cruv betroffen.
»Wohl anzunehmen. Schließlich war er nur ein Mensch, kein Dämon«, sagte ich. »Wo ist Silver?«
»Irgendwo auf dem Hausboot.«
»Hoffentlich erwischt er Yora. Das wäre für mich ein Freudenfest.«
Die Hitze griff auf den Raum über, in dem wir uns befanden. Sie trieb

uns auf den Flur. Wir stolperten durch den Rauch, vernahmen Kampflärm. Dort mußte sich Mr. Silver befinden!

Ich ging davon aus, daß die Zombieseuche bereits auf das ganze Hausboot übergegriffen hatte, und auf unserem Weg begegneten wir tatsächlich nur lebenden Leichen.

Cruv schlug sich großartig. Die anfänglichen Startschwierigkeiten bei diesem Abenteuer hatte der Kleine voll überwunden.

Cruv und ich wurden in einen großen Raum abgedrängt. Ich sah Blut auf einem Sofa und entdeckte zwei Handgranaten, die vor einem Schreibtisch lagen. Auch mit Handgranaten kann man Zombies vernichten, deshalb holte ich mir die Stahleier. Dann stieß Mr. Silver zu uns vor.

»Bist du okay, Tony?« fragte er.

»Ja.«

»Wo warst du?«

Ich berichtete mit wenigen Worten, was geschehen war. Als der Name Yora fiel, zogen sich die Silberbrauen des Ex-Dämons grimmig zusammen.

»Die Zombies gehen von Bord!« schrie Cruv vom Fenster her. »Sie steigen alle in ein Motorboot!«

»Verdammt, wenn sie entkommen, breitet sich das Zombiefieber in Amsterdam aus!« rief Mr. Silver. »Wir müssen hinterher!«

Wir hörten einen Motor knurren. Mr. Silver wirbelte herum und stürmte aus dem Raum. Cruv und ich folgten ihm.

Der Ex-Dämon trat eine Tür auf, und dann waren wir im Freien. Über dem brennenden Hausboot stand eine schwarze Rauchsäule. Fast taghell war die Nacht vom Schein des Feuers erhellt.

Das Zombieboot nahm Fahrt auf. Hinter dem Hausboot entdeckte der Ex-Dämon ein zweites, kleineres Motorboot, in das wir sprangen.

Mr. Silver hieb die Leine mit seiner scharfen Handkante einfach durch, und dann brausten wir hinter den Untoten her.

Auf dem Zombieboot befanden sich sechs oder sieben lebende Zombies, und der Kahn fuhr Richtung Zentrum Amsterdam.

Die Zombies durften ihr Ziel nicht erreichen, sonst war in der Stadt die Hölle los.

Wenn es nur einem einzigen Untoten gelang, zu entkommen, war die Katastrophe nicht aufzuhalten, dann breitete sich die Zombieseuche mit Windeseile aus.

Eine Zombielawine würde Amsterdam überrollen. Eine einzige lebende Leiche genügte!

Mir stand der Schweiß auf der Stirn. Ich steuerte das Boot hinter dem Zombieschiff her, warf einen Blick über die Schulter zurück und sah, wie das Hausboot brannte.

Rote Feuerzungen leckten zum tintigen Nachthimmel empor. Bald

würde nichts mehr von dem Boot übrig sein.

Cruv war nervös. Er tanzte von einem Bein auf das andere und drehte den Stock wie Charlie Chaplin.

Jetzt war mir klar, warum die Zombies sich für das andere Boot entschieden hatten. Es war nicht nur größer, sondern auch schneller.

»Sie hängen uns ab!« schrie Cruv.

»Tu mir den Gefallen und halt den Mund!« herrschte ich ihn an.

»Dreh mehr auf, Tony. Hol das letzte aus diesem Boot!«

»Was glaubst du, was ich tue? Denkst du, ich fahre im Schongang?«

Ich konnte nur aufholen, wenn ich alles riskierte. Der Kanal machte einen Knick nach links. Ich raste haarscharf am Ufer vorbei. Mit selbstmörderischen Manövern gelang es mir, näher an das Zombieboot heranzukommen.

Da tauchten drei Untote am Heck auf, und Schüsse klangen auf.

Cruv protestierte wütend.

»Leg dich lieber flach hin!« rief ich ihm zu.

Der Gnom warf sich auf den Bauch, Mr. Silver - zu Silber erstarrt - übernahm das Steuer, und auch ich ging in Deckung.

Wir hörten die Kugeln über unser Boot pfeifen. Einige hämmerten gegen Mr. Silvers voluminösen Brustkorb, ohne irgendwelchen Schaden anzurichten.

Der Ex-Dämon setzte meine waghalsige Fahrweise fort. Ich richtete mich vorsichtig auf und zielte auf einen der Zombies.

Als wir nahe genug heran waren, drückte ich ab.

Er war nicht leicht zu treffen, denn sowohl unser Boot als auch das der Zombies war ständig in Bewegung, schaukelte, schwankte…

Aber ich erwischte den Untoten. Meine geweihte Silberkugel stieß ihn zur Seite. Die Pistole entfiel seinen Händen, er wollte sich festhalten, griff daneben und fiel ins Wasser.

Mit dem nächsten Schuß hatte ich weniger Glück, aber die übernächste Kugel saß wieder mitten im schwarzen Leben des Monsters.

Mit der letzten Silberkugel schaltete ich den dritten Zombie aus. Die anderen Untoten rasten auf eine Kaimauer zu, doch sie fuhren sie nicht direkt an, sondern beschrieben einen Bogen.

Wieder gewannen wir einige Meter, und ich lud hastig meinen Colt Diamondback nach.

Jetzt brauchten wir nur ein kleines Quentchen Glück, dann blieb Amsterdam ein entsetzlicher Horror erspart.

Da niemand mehr auf uns schoß, konnten Cruv und ich aufstehen.

Als ich den Colt in die Schulterhalfter stieß, schaute mich Cruv entgeistert an. »Was soll das, Tony? Es sind noch nicht alle erledigt.«

»Noch nicht, aber gleich«, erwiderte ich und griff mir eine der beiden Handgranaten.

Ich machte sie scharf und hielt sie fest. Dann turnte ich am schwankenden Cockpit vorbei, zum Bug vor, und dort wartete ich, bis Mr. Silver unser von Kugeln durchlöchertes Boot auf Wurfnähe an den Zombiekahn herangebracht hatte.

»Jetzt, Tony!« schrie der Ex-Dämon.

Bestimmt hatte er die Kraft, so weit zu werfen; ich hatte sie nicht, ließ mich aber dennoch von ihm verleiten, die Granate zu schleudern.

Das Ding sauste durch die Luft, beschrieb einen Bogen, und ich wußte, daß ich zu kurz geworfen hatte, noch ehe die Granate ins Wasser fiel.

Einen Meter vor dem Zombieboot ging sie nieder, explodierte und riß eine weiße Wasserfontäne hoch.

Einer der Untoten brach zusammen, und Mr. Silver manövrierte uns noch näher an das Zombieboot heran. Ich entsicherte die zweite Granate.

Noch einmal forderte er mich jedoch nicht auf, zu werfen. Diesmal überließ er es mir, den richtigen Zeitpunkt abzuwarten.

Ich stand unter Strom. Es fiel mir nicht leicht, noch zu warten, aber ich mußte mich dazu zwingen.

Das Zombieboot hatte die Kaimauer schon fast erreicht, nahm jetzt Fahrt weg. Das war mein großer Augenblick!

Wieder holte ich kraftvoll aus, und dann sauste die Granate durch die Nacht. Diesmal fiel sie nicht ins Wasser, sondern schlug auf Deck auf.

Einer der Untoten reagierte. Er bückte sich, hob die Granate auf und wollte sie zurückwerfen, doch die Zeit reichte nicht.

Das Stahlei explodierte in seiner Hand.

Der grelle Feuerball, in den sich die Granate verwandelt hatte, ließ das Zombieboot hochgehen.

Das konnte keiner der Untoten überlebt haben.

Gurgelnd versank der Rumpf des Wracks, zischend tauchten die brennenden Holz- und Polyesterstücke in das schwarze Wasser des Kanals.

Die Zombiegefahr war gebannt.

Glück für Amsterdam - doch niemand wußte es, und das war ganz gut so.

***

Wir kehrten um. Die Explosion war bestimmt gehört worden. Es würde nicht lange dauern, bis die Polizei auftauchte.

Wir legten keinen Wert darauf, zu Protokoll zu geben, was sich ereignet hatte. Man hätte uns nicht geglaubt. Vielleicht hätte man uns sogar eingesperrt, damit uns die Lust verging, die Polizei auf den Arm zu nehmen.

Von weitem schon sahen wir das brennende Hausboot, und am Ufer

standen zwei Feuerwehrfahrzeuge. Schaulustige hatten sich eingefunden und behinderten die Löschmannschaften bei der Arbeit.

Das Hausboot brach in der Mitte auseinander. Ein Funkenregen schwebte auf den Kanal nieder, und brennende Wände stürzten in die Fluten.

»Wäre es nicht herrlich, wenn Yora sich im Zentrum dieses Feuers befände?« sagte Cruv.

»Das Feuer könnte ihr nichts anhaben«, sagte Mr. Silver zu Cruvs Ernüchterung. »Die Totenpriesterin ist nicht so leicht zu besiegen wie ihre Zombies.«

»Nimmst du an, daß sie sich in eine andere Dimension abgesetzt hat?« wollte der Kleine wissen.

»Davon bin ich überzeugt«, antwortete der Ex-Dämon und fuhr etwas langsamer am Hausboot vorbei.

»Yora wird vor Wut schäumen«, sagte Cruv schadenfroh. »Wir haben ihre Zombies vernichtet, und sie hat ihren Schützling verloren.«

»Du kannst sicher sein, daß sie das nicht so einfach hinnimmt«, brummte Mr. Silver und steuerte das Ufer an. »Wir werden bestimmt bald wieder von ihr hören.«

»Schade um Frank«, sagte ich, während der Ex-Dämon anlegte.

»Du mußt dir sagen, daß Frank für uns ohnedies verloren war, Tony«, tröstete mich der Hüne.

»Daran werde ich ewig zweifeln«, gab ich zurück. »Ich bin nicht sicher, daß es wirklich keine Möglichkeit gab, ihn umzudrehen.«

»Das Kapitel Frank Esslin ist zu Ende«, sagte Mr. Silver und sprang ans Ufer. »Eine Lösung dieses Problems war lange schon fällig - so oder so.«

Ich sah den Ex-Dämon entrüstet an. »Ich kann nicht begreifen, wie du darüber nur mit einem Schulterzucken hinweggehen kannst, Silver. Frank Esslin war doch auch jahrelang dein Freund.«

»Das ist richtig, Tony. Frank Esslin war ein Freund. Doch heute wollte er dich umbringen. Vergiß ihn, Tony. Es mag hart klingen, aber du solltest froh sein, daß es Frank nicht mehr gibt, denn nun kann er dir nicht mehr nach dem Leben trachten. Nie mehr kann er dir wiederbegegnen. Eine Gefahr weniger. Wie gesagt, das Kapitel Frank Esslin ist zu Ende - und das Kapitel magischer Ring auch.«

Wir kümmerten uns nicht weiter um das Motorboot.

Feuerwehr, Polizei, Schaulustige - alle schauten nur auf das brennende Hausboot. Um uns kümmerte sich niemand.

Wir begaben uns zum Ritmo, stiegen ein und fuhren los. Ruhig und friedlich war es auf Amsterdams Straßen. Fast wäre es anders gekommen.

Die Nacht war kurz, ich schlief in den Vormittag hinein, und Cruv und Mr. Silver waren so rücksichtsvoll, mich nicht zu stören.

Als wir um zehn Uhr gemeinsam frühstückten, legte Mr. Silver eine Zeitung auf den Tisch. Da ich auf holländisch nur »Guten Tag« und »Auf Wiedersehen« sagen konnte, übersetzte der Ex-Dämon, was in der Zeitung stand.

Man berichtete von einem Gangsterkrieg, der in der vergangenen Nacht getobt hatte, und bei dem der Heroinhai »Pronto« sein Leben verloren hatte.

Es gab auch Fotos von den Gangstern und Aufnahmen vom brennenden Hausboot. Ich hoffte auch etwas von einem Mann zu hören, der einen goldenen Ring trug und dessen verkohlte Leiche man auf dem Hausboot gefunden hatte, doch davon stand nichts in dem Bericht.

Ebensowenig wie von einer Zombieseuche, die der Stadt gedroht hatte. Woher hätte der Verfasser des Artikels das auch wissen sollen?

Wir flogen zu Mittag nach London zurück.

Im Parkhaus des Heathrow Airport wartete mein neuer Wagen auf uns. Vicky Bonney hatte ihn für mich gekauft, nachdem ich meinen Peugeot bei einem Einsatz zu Schrott gefahren hatte.

Wir stiegen in den schwarzen Rover und fuhren nach Hause. Während der Fahrt hatte ich ein ungutes Gefühl, das ich mir selbst nicht erklären konnte. Ich war unruhig.

Hatte ich eine Vorahnung?

Als ich in die Chichester Road einbog, glaubte ich zu wissen, daß zu Hause eine böse Überraschung auf uns wartete, und ich irrte mich nicht.

Vicky öffnete und machte einen ziemlich verstörten Eindruck.

»Was ist los?« fragte ich beunruhigt.

»Lance«, sagte sie mit belegter Stimme. »Es geht ihm sehr schlecht, Tony. Der Arzt ist bei ihm.«

Uns allen war klar, daß kein Doktor unserem Freund helfen konnte. Auch Vicky Bonney wußte das, aber in ihrer Angst um den Freund und Nachbarn hatte sie den Doktor ins Haus geholt.

Schon lange ging es dem sympathischen Parapsychologen nicht gut, und ich befürchtete eigentlich schon seit Wochen, daß mit Lance Selby etwas Schlimmes passierte, doch ich hatte es immer von mir geschoben, wollte davon nichts wissen, steckte den Kopf in den Sand wie der Vogel Strauß.

Aber nun nützte das auch nichts mehr.

Mr. Silver, Cruv, Vicky und ich eilten die Treppe hoch und betraten das Zimmer, in dem wir den Freund untergebracht hatten, nachdem Mago Oda mit dem Höllenschwert getötet hatte.

Ich warf einen erschütterten Blick auf den bleichen Mann im Bett, und mir war klar, daß es mit ihm zu Ende ging.

Er war in den letzten Wochen und Monaten stark gealtert, war zum

Greis geworden. Vielleicht lebte er noch zwölf oder vierundzwanzig Stunden, aber dann würde er sterben.

Mir wollte es das Herz zerreißen. Da stand ich an Lance Selbys Bett und konnte nichts weiter tun, als ihn ohnmächtig anzustarren.

Namen tauchten vor meinem geistigen Auge auf. Oda… Frank Esslin… Tucker Peckinpah… Lance Selby…

Verflucht noch mal, wie viele Freunde würde ich noch verlieren?

Der Arzt bestand darauf, Lance ins Krankenhaus zu bringen. Ich stimmte nach kurzem Zögern zu, und als man unseren Freund forttrug, sagte ich zu Mr. Silver: »Noch ein Kapitel, das zu Ende ist…«

ENDE